

Rezensionen

Prosper B. Matondi, Kjell Havnevik & Atakilt Beyene (Hg.): *Biofuels, Land Grabbing and Food Security in Africa*. London: Zed Books 2011, 230 Seiten

Im Zuge vielfacher, miteinander verstränkter Krisen wie der Energiekrise, der Klimakrise und der Nahrungsmittelpreiskrise sind „Landgrabbing“ und Agrartreibstoffe in den letzten Jahren zu aktuellen Themen der wissenschaftlichen und politischen Diskussion geworden. Der aktuelle Band der Reihe „Africa Now“, die von dem schwedischen *Nordic Africa Institute* (NAI) herausgegeben wird, greift diese Debatte auf. Die Herausgeber wollen das „win-win-Paradigma“ infrage stellen, demzufolge durch internationale Direktinvestitionen in Land, insbesondere zur Förderung der Agrarkraftstoffproduktion, gleichzeitig der Klimawandel gebremst, die Energiekrise in den Industrie- und Schwellenländern bekämpft sowie Wachstum und Entwicklung für die ärmsten Staaten der Welt gefördert werden könnten. Mit ihrem kritischen Blick auf „Landgrabbing“ verstehen die Forscher sich keineswegs als „entwicklungsfeindlich“. Vielmehr stellen sie die zentrale Frage, „ob Landgrabbing und die damit verbundenen Agrarinvestitionen zur Entwicklung Afrikas auf eine Weise beitragen können, von der die Bevölkerungen profitieren, oder ob sie zu weiterer Verarmung führen werden“ (S. 2).

Der Band umfasst neben dem Einleitungs- und Schlusskapitel der Herausgeber acht Beiträge, an denen neben Matondi, Havnevik und Beyene fünf

weitere AutorInnen (zwei Männer und drei Frauen) aus Ghana, Norwegen, Schweden und Simbabwe beteiligt sind. Vier Kapitel befassen sich mit generellen Aspekten der Problematik, vier untersuchen empirische Beispiele. In der Einleitung betonen die Herausgeber die transnationale Dimension der Bio-kraftstoffpolitik. Die Konstruktion des Nordens als Protagonist wissenschaftlich-technischer Entwicklung, welcher dem Süden das Know-how des ‘grünen Fortschritts’ bringe, zeichne sich durch koloniale Kontinuitäten aus. Schlimmer noch als zu Zeiten des Kolonialismus sei heute „die willentliche Beteiligung auf afrikanischer Seite, Konzessionen mit ausländischen Interessen unter dem Schleier der Geheimhaltung zu verhandeln“ (S. 4). Vier Faktoren trügen zum gegenwärtigen Interesse an der Produktion von Agrarkraftstoffen im globalen Süden bei: das unvorhergesehene Wachstum in Schwellenländern wie Indien, China und Brasilien, das mit steigendem Energiebedarf einhergeht; die Nahrungskrise, verbunden mit der Annahme, durch den Anbau von Pflanzen zur Kraftstoffproduktion könnten Kleinbauern Mittel erwirtschaften, um Nahrungsmittel zu kaufen; der „Peak Oil“ und die daraus folgende Suche nach alternativen Energiequellen; die Klimakrise und die Besorgnis um die negativen Folgen ökologischen Wandels.

Im ersten Kapitel fasst zunächst *Kjell Havnevik* vom NAI in Uppsala die Debatte um Biokraftstoffe und „Landgrabbing“ zusammen. *Marie Widengard*, Doktorandin an der Universität Göteborg, stellt anschließend die Diskurse um „Biofuels“ und damit

verbundene *Governance*-Fragen dar. Danach identifiziert *Rune Skarstein* von der *Norwegian University of Technology and Natural Science* in Trondheim den Klimawandel und den „Peak Oil“ als die maßgeblichen Triebkräfte der Agrarkraftstoffproduktion. *Prosper Matondi* und *Patience Mutopo*, MitarbeiterInnen der Non-Profit-Organisation *Ruzivo Trust* in Harare, Simbabwe, skizzieren schließlich die Politik ausländischer Direktinvestitionen im Agrarsektor in Afrika sowie die damit verbundenen Hoffnungen auf Arbeitsplätze und technologischen Wandel. Kritisch beurteilen sie die schwachen indigenen Landrechte in vielen afrikanischen Staaten sowie die von den politischen Eliten geführten Verhandlungen über Landverkäufe und -verpachtungen. Trotz zahlreicher Überschneidungen mit dem Einleitungskapitel bieten diese Beiträge einen lesenswerten Überblick über die zentralen Themen und Fragestellungen der Debatte über Landnutzungswandel zugunsten der Agrarkraftstoffproduktion.

Als eine zentrale Lücke in der Forschung über „Landgrabbing“ machen die Herausgeber die weitgehende Ungewissheit über das Geschehen auf der lokalen Ebene aus. Deshalb widmen sich die vier empirischen Beiträge, soweit möglich, lokalen Prozessen. Die Studien untersuchen Länderbeispiele aus unterschiedlichen Regionen Afrikas. *Atakilt Beyene* vom *Stockholm Environment Institute* stellt die Vertragsproduktion von Agrarkraftstoffen durch Kleinbauern und -bäuerinnen in Äthiopien dar. In dem Land am Horn von Afrika, das wie kaum ein zweites sinnbildlich für Hungerkatastrophen steht, beobachtet er eine zunehmende Neigung der Regierung

zur kommerziellen, exportorientierten Landwirtschaft. Um die Potenziale der Agrarkraftstoffproduktion für die kleinen landwirtschaftlichen Betriebe nutzbar zu machen, seien klare Definitionen und Kategorisierungen von Landressourcen notwendig. Auch müssten die Rechte besonders vulnerabler Bevölkerungsgruppen, wie Frauen, mobile TierhalterInnen oder WaldnutzerInnen, berücksichtigt werden.

Hanne Haaland von der Universität Agder in Kristiansand, Norwegen, und *Kjell Havnevik* untersuchen die Biokraftstoffproduktion einer schwedischen Firma in Tansania. Der Beitrag ist Teil eines Forschungsprojekts, dessen Ziel die Entwicklung von Vorschlägen ist, wie die Umwelt- und Sozialverträglichkeitsprüfungen bei Biokraftstoffvorhaben verbessert werden können. Die Autorin und der Autor fordern mehr Transparenz in diesen Verfahren. *Prosper Matondi* schildert, wie in Simbabwe die wirtschaftlichen Interessen nationaler Eliten Hand in Hand mit denen ausländischer Käufer und Pächter von Land gehen. Schließlich analysiert *Festus Boamah* (Universität Bergen, Norwegen, und *University of Ghana*) die Auswirkungen eines Biodiesel-Projekts auf die Ernährungssicherheit in einer ländlichen Region im Norden Ghanas. In der Analyse widerstreitender Diskurse – dem „win-win“-Diskurs sowie dem Narrativ „Landgrabbing befördert Ernährungsunsicherheit“ – kommt er zu dem Schluss, dass „die Beziehung zwischen Biokraftstoffen und Ernährungssicherheit sehr komplex“ sei. Er fordert deshalb, „die Narrative über Agrarkraftstoffe so zu überdenken, dass sie zu einem differenzierteren Wissen über

‘Biofuels’ und Ernährungssicherheit beitragen können“ (S. 8).

Das Buch bietet einen hervorragenden Überblick über die aktuellen Debatten um die Produktion von Agrarkraftstoffen. Es stellt die wichtigsten Argumente der BefürworterInnen und KritikerInnen anschaulich dar und illustriert sie an aktuellen Fallbeispielen. Zentrales Anliegen ist dabei die Suche nach politischen Handlungsempfehlungen im Umgang mit einem möglichen Zielkonflikt von Agrarkraftstoffen und Ernährungssicherung; die theoretische Auseinandersetzung mit dem Thema spielt demgegenüber eine untergeordnete Rolle. „Landgrabbing“ kommt hier nur in den Blick, soweit es um großflächige Veränderung der Landnutzung zugunsten der Produktion von Agrarkraftstoffen geht. Andere Formen kommerzieller Nutzungsänderungen, etwa für den Anbau von Schnittblumen oder von Nahrungsmitteln für den Export, werden nicht behandelt.

Beziehen die Herausgeber in der Einleitung eine deutliche Position, indem sie gegenwärtige Transformationen der Landnutzung in Kontinuität zur kolonialen Landnahme stellen, spielt dies in den weiteren Beiträgen keine zentrale Rolle mehr. An vielen Stellen überwiegt letztlich die Hoffnung auf eine „Lösung“ vieler mit der Agrarkraftstoffproduktion verbundener Probleme durch „gutes Management“ und „Capacity Building“. Zu Recht stellen die Herausgeber fest, die Gewinner der gegenwärtigen Prozesse seien die investierenden Staaten und Unternehmen aus dem Norden sowie aus einigen Schwellenländern im Mittleren Osten und Asien, die ihren Energie- und Nahrungsmittelbedarf zu Lasten der afrikanischen Länder decken

könnten. Gerade angesichts ihrer Forderung, den Blick auf die lokale Ebene zu richten, bleibt diese Antwort auf die Frage nach den ProfiteurInnen und Leidtragenden der Agrarkraftstoffproduktion in Afrika hinter dem Potenzial des Bandes zurück. Denn gerade lokal zeigt sich, dass die Auswirkungen von Landnutzungswandel auf allen Ebenen sozial differenziert sind: Wer inwiefern von der Biokraftstoffproduktion profitiert und wer dabei verliert, lässt sich nicht einfach nach Weltregionen oder Nationalstaaten bestimmen. Sowohl „Landgrabbing“ als auch Agrarkraftstoffe sind Themenfelder, in denen gesellschaftliche und politische Kämpfe ausgetragen werden. Die Forschung dazu steht noch am Anfang – und so kann auch der vorliegende Band nur einen ersten Anstoß geben und aufzeigen, wie viel für WissenschaftlerInnen und AktivistInnen noch zu tun ist.

Bettina Engels

Reiner Braun, Fritz Brickwedde,
Thomas Held, Eberhard
Neugebohrn & Ole von Uexküll
(Hg.): *Kriege um Ressourcen
Herausforderungen für das
21. Jahrhundert*. München:
oekom 2009, 261 Seiten

Die *Deutsche Bundesstiftung Umwelt*, die *Deutsche Stiftung Friedensforschung*, die *Stiftung Umwelt und Entwicklung Nordrhein-Westfalen* und die *Right Livelihood Award Foundation*, die jährlich den Alternativen Nobelpreis vergibt, führten im September 2007 die Veranstaltungsreihe „Energie, Ressourcen und Frieden“ durch. In diesem Zusammenhang entstand der vorliegende Sammelband, der von den

Geschäftsführern der vier Stiftungen und dem Geschäftsführer der *Vereinigung Deutscher Wissenschaftler* Reiner Braun herausgegeben wurde. Der Band enthält 30 Beiträge zu den thematischen Blöcken „Grundlagen“, „Konfliktlinien“, „Brennpunkte“ und „Lösungen“. Die Autor_innen, darunter acht Frauen, sind überwiegend prominente Persönlichkeiten aus (Umwelt-)Politik, Wissenschaft und Zivilgesellschaft: der ehemalige Präsident des Wuppertal-Instituts Ernst Ulrich von Weizsäcker, Ex-Bundesumweltminister Sigmar Gabriel, der norwegische Friedensforscher Johan Galtung, der Parlamentarier und EUROSOLAR-Präsident Hermann Scheer, die kenianische Trägerin des Friedensnobelpreises Wangari Maathai, die SPD-Politikerin Monika Griefahn und viele mehr. Unter ihnen sind zahlreiche Träger_innen des Alternativen Nobelpreises.

Ressourcenkonflikte sind keine Frage der Knappheit, sondern der Verteilung, stellt der südafrikanische Bürgerrechtler und ehemalige Repräsentant des ANC bei den Vereinten Nationen *Denis Goldberg* fest. „Eben jene Leute, die die Ressourcen kontrollieren“ (44), behaupteten deren Knappheit. „Knappheit bedeutet höhere Preise, höhere Preise wiederum bedeuten höhere Gewinne.“ (ebd.) Knappheit ist menschlich gemacht – und das heißt vor allem politisch geschaffen, um die Macht der Mächtigen zu erhalten und die Profite der Konzerne zu mehren. Dies gelte für Wasser und Land ebenso wie für Öl, so der langjährige Sonderberater des südafrikanischen Wasser- und Forstministeriums.

Die Beiträge im Teil „Konfliktlinien“ widmen sich Fragen der Energiesicherheit, dem Klimawandel als möglicher

Sicherheitsbedrohung und Kriegen um Öl. Der Politologe *Matthias Basedau* vom *German Institute of Global and Area Studies* hält vor allem bewaffnete Auseinandersetzungen innerhalb der erdölexportierenden Länder für wahrscheinlich. Chiapas sei ein Beispiel dafür. Michael Brzoska, Direktor des *Instituts für Friedens- und Sicherheitspolitik* an der Universität Hamburg, fasst die Erkenntnisse der Friedens- und Konfliktforschung zum Zusammenhang von Ressourcen und Konflikten zusammen. Auch er betont, dass Konflikte entstehen oder verschärft werden, „wenn die Verteilung der Erträge aus der Vermarktung von relevanten Akteuren als ungerecht angesehen wird“ (83). Anschließend berichtet er über die Ergebnisse eines Forschungsprojekts, das sich mit dem Einfluss externer wirtschaftlicher Akteure in Krisenregionen befasste. Er kommt zu dem Schluss, dass diese Akteure unter bestimmten Bedingungen zur Entschärfung oder sogar zur Beendigung von gewaltsamen Konflikten beitragen könnten. Als Beispiele nennt er Liberia und Angola. Wichtig sei dabei ein koordiniertes Vorgehen verschiedener staatlicher und nichtstaatlicher Akteure, das etwa ein Waffenembargo mit Importverboten für bestimmte Rohstoffe sowie mit zivilgesellschaftlicher Lobby- und Öffentlichkeitsarbeit verbinde. Verbindliche Normen des privatwirtschaftlichen Umgangs mit Ressourcen aus Konfliktländern bestehen bislang jedoch nur für Diamanten. Inwiefern externe wirtschaftliche Akteure zur Verschärfung oder Verlängerung von bewaffneten Konflikten beitragen können, bleibt in dem Beitrag offen.

Nach Auffassung von *Janos J. Bogardi* von der *United Nations University* in Bonn gibt es „eigentlich nur einen einzigen Grund“, welcher Ressourcenkonflikte begründe, „und das ist das Eigentum“ (146). In vielen Fällen wie etwa im Israel-Palästina-Konflikt würden jedoch genuin politische Konflikte als Ressourcenkonflikte etikettiert. Der Professor für Wasserwirtschaft und ehemalige Leiter der UNESCO-Sektion für nachhaltige Wasserwirtschaft ist davon überzeugt, dass es trotz einer wahrscheinlichen Verstärkung von Konflikten infolge des Klimawandels auch zukünftig nicht zu „Wasserkriegen“ kommen werde. Denn die große Mehrheit der Konflikte um Wasser würde kooperativ gelöst. Mit Blick auf zukünftige Ressourcenkonflikte setzt er nicht auf eine Transformation der Eigentumsverhältnisse, sondern auf den Ausbau von Konfliktlösungsmechanismen und -institutionen. So sei etwa Landnutzungskonflikten um die Produktion von Biokraftstoffen gegenüber dem Nahrungsmittelanbau „durch gemeinsames Lehren und Lernen“ (150) zu begegnen.

Der Band zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass er eine Vielzahl und Vielfalt von Autor_innen einbezieht: aus unterschiedlichen Weltregionen, verschiedenen disziplinären Perspektiven (sozialwissenschaftlich ebenso wie technisch und naturwissenschaftlich). Es kommen Vertreter_innen von NGOs ebenso wie von Unternehmensverbänden zu Wort, etwa die stellvertretende VENRO-Vorsitzende *Christa Randzio-Plath* und der Geschäftsführer des Verbands der chemischen Industrie *Utz Tillmann*. Dass die Beiträge sich dabei teils widersprechen, ist unvermeidlich und durchaus gewollt, wie *Reiner*

Braun in der Einleitung betont. Die Texte sind kurz und verständlich geschrieben, sie stellen weniger wissenschaftliche Artikel dar als politische Essays und Diskussionsbeiträge.

Die politische und akademische Debatte spiegelt das Buch insofern wider, als es drei Themen aufgreift, deren Bedeutung für friedensgefährdende Konflikte derzeit diskutiert werden: die Energieversorgung und insbesondere die Konkurrenz um geringer werdende Öl- und Gasvorkommen, der Klimawandel und damit zusammenhängende Konflikte um Wasser und Land sowie die Bedeutung von wertvollen Rohstoffen wie Diamanten und Coltan für die Entstehung und das Andauern bewaffneter Konflikte. Bislang stehen diese drei Diskussionslinien meist unverbunden nebeneinander. Auch der vorliegende Sammelband vermag die Brücke zwischen ihnen kaum zu schlagen. Jedoch ermöglicht er einen Überblick über das komplexe Themenfeld. So ist er weniger als eine abgeschlossene Studie zu lesen denn als ein Anstoß zur Diskussion.

Bettina Engels

Ian Scoones, Nelson Marongwe, Blasio Mavedzenge, Jacob Mahenehene, Felix Murimbarimba & Chrispen Sukume: *Zimbabwe's Land Reform. Myths and Realities*. Oxford: James Currey 2010, 288 Seiten

Ab dem Jahr 2000 sorgten die politisch motivierten und oft mit Brachialgewalt durchgeführten Landenteignungen von Großfarmern in Simbabwe weltweit für Proteste. Etliche Menschenrechtsorganisationen dokumentierten die fatalen Folgen insbesondere für die

FarmarbeiterInnen. Wirtschaftsexperten zeigten die mittel- und langfristig negativen ökonomischen Auswirkungen auf. In eine ganz andere Richtung argumentieren die Autoren des hier zu besprechenden Buches. Ausgangspunkt ihrer Darstellung ist die These, dass viele Berichte auf Mythen und nicht auf Tatsachen basierten. Zudem verwenden sie den neutralen Begriff „Landreform“ und streichen in acht der insgesamt elf Kapitel insbesondere deren positive Folgen heraus. Empirische Grundlage der Untersuchung sind 120 Interviews in vier unterschiedlichen agrar-ökologischen Zonen der Masvingo-Provinz im Südosten des Landes.

Die Forscher, vor allem junge simbabwische Agrarwissenschaftler der Universität Harare, befragten neue SiedlerInnen nach ihren Motiven, Erfahrungen, Zielen und Problemen. Im Mittelpunkt stehen sogenannte *livelihood strategies*, also eine Vielfalt flexibler wirtschaftlicher und sozialer Überlebensstrategien auf lokaler Ebene. Dabei greift die Studie auf gängige Forschungskonzepte zur Analyse ländlicher Gesellschaften zurück und geht von einer dynamischen Kombination unterschiedlicher landwirtschaftlicher und außerlandwirtschaftlicher Einkommensformen, Migrationsmuster und Haushaltsarrangements aus. Anhand zahlreicher Interviewausschnitte illustriert sie, dass Menschen mit unterschiedlicher Ressourcenausstattung die enteigneten Farmen in vielfältiger Weise nutzen. Gemäß der an politischer Patronage, Beziehungen zu einflussreichen Entscheidungsträgern und bereits vorhandenem Besitz orientierten Hierarchie reicht das Spektrum der neuen SiedlerInnen von ranghohen

PolitikerInnen, die von den agrartechnologischen Förderprogrammen der Regierung profitierten, über GeheimdienstmitarbeiterInnen oder sonstige Staatsbedienstete und Günstlinge des Regimes sowie vergleichsweise wohlhabende FarmerInnen aus der Provinz bis zu landlosen Witwen und vertriebenen, mittellosen FarmarbeiterInnen, die auf der Basis einer Entlohnung in Gestalt von Lebensmitteln im Dienste der wohlhabenden SiedlerInnen arbeiten. Oft werden ihnen die versprochenen Löhne aber nicht ausgehändigt. Wegen der peripheren Lage vieler aufgesiedelter Farmen und ihrer sozialen Isolation haben die ArbeiterInnen jedoch kaum Möglichkeiten, sich zu wehren. In einer vergleichbaren Problemlage befinden sich auch Frauen, die nach dem Tod ihres Mannes von dessen Land vertrieben wurden oder in polygamen Haushalten leben und vom Ehemann auf die enteigneten Farmen geschickt werden, um dort Landansprüche zu sichern. Häufig fehlt ihnen nicht nur landwirtschaftliches Gerät oder Saatgut, sondern zusätzlich erschweren die schlechte sanitäre Situation und die große Entfernung zu den kleinen ländlichen Gesundheitszentren oder zu Schulen für die Kinder ihren Alltag. Als Arbeitskräfte auf den enteigneten Farmen sind auch junge SchulabgängerInnen tätig, die andernorts kein Auskommen fanden.

Während die Verfasser die Situation der Farmarbeiter und der Frauen vergleichsweise kritisch einschätzen, bewerten sie die Ansiedlung junger SchulabgängerInnen positiv. Sie schreiben ihnen pauschal Innovationskraft zu, ohne zu berücksichtigen, dass sie nur mangels Alternativen und aus existentieller Not auf die Farmen

kamen. Die Delegierung von Arbeit an rangniedrige Personen zieht sich durch das Buch, wird aber rein deskriptiv abgehandelt und nicht in den Kontext von Machtfragen, Verteilungskonflikten oder sozialen Ungleichheiten gestellt.

Vielmehr streichen die Autoren Chancen des Neubeginns einer diversifizierten Landwirtschaft heraus, die von ganz unterschiedlichen ProduzentInnen genutzt werden. Die Heterogenität der neuen FarmerInnen und ihre vielfältigen Interessen an den aufgeteilten Farmen stellen sie sehr positiv dar, ja entgegen aller Probleme suggerieren sie sogar eine Art Aufbruchsstimmung. Diese betten sie ein in Armutsbekämpfungsstrategien, Investitions- und Wachstumsfragen, historische Rückblicke zur politischen Ökonomie und Überlegungen zur De-Agrarisierung ruraler Gebiete sowie zur Redistribution von Land. Sie setzen zeitliche Zäsuren für die Phase seit der politischen Unabhängigkeit 1980 und bieten fakten gesättigte Informationen über die Zahl enteigneter Farmen und umgesiedelter Bauern sowie die Wirtschaftsentwicklung in der Masvingo-Provinz.

Dabei schließen sie nicht aus, dass es mancherorts Gewalt und politischen Klientelismus bei der Verteilung von Großfarmen gegeben hat, und erwähnen Strukturprobleme wie den Mangel an Saatgut, Dünger, landwirtschaftlichem Gerät, Agrarberatung und infrastruktureller Anbindung. Auch Überausbeutung ökologischer Ressourcen und Wilderei kommen zur Sprache, sie werden aber, wenn überhaupt, allenfalls sehr vorsichtig als Übergangsprobleme bewertet. Zwar verschweigen die Autoren nicht die Tatsache, dass ranghohe PolitikerInnen mit Militärs und regimetreuen Jugendlichen kollaborieren, um beispielsweise

die Vermarktung von Rindfleisch oder den Verkauf von Mais zu kontrollieren, doch gelten ihnen nicht die in Lagern oft einer Gehirnwäsche unterzogenen und zu Schlägern ausgebildeten jungen „grünen Bomber“ als das Problem, sondern die mittellosen und um ihren Lohn geprellten FarmarbeiterInnen, die, häufig aus der Not geboren, Werkzeuge der Farmbesitzer verkaufen, um zu überleben. So werden Opfer von Landenteignungen als kriminelle Störenfriede gebrandmarkt, was angesichts der von Sicherheitskräften und jugendlichen Schlägern im Auftrag der Regierung ausgeübten Gewalt grotesk ist.

Insgesamt bleibt die Darstellung auf einer deskriptiven Ebene, und es werden weder die Problemursachen noch deren machtpolitische Hintergründe analysiert. Vielmehr äußern die Autoren wiederholt die Zuversicht, in Zukunft werde sich vieles verbessern, und meinen, mit ihrer grundsätzlich positiven Bewertung die Realität abzubilden.

Zur Durchführung ihrer Interviews kooperierten sie mit staatlichen AgrarberaterInnen und wurden fachlich begleitet von ExpertInnen für Landfragen und Ökologie der südafrikanischen *University of the Western Cape* und des *Institute of Development Studies* in England. Auch wissenschaftliche BeraterInnen in Simbabwe und England – u.a. eine Schülerin des bekannten und nicht unumstrittenen Historikers Terence Ranger – standen ihnen zur Seite. Bemerkenswerterweise hat der Verlag zu Werbezwecken gleich zu Beginn des Buches lobende Kurzrezensionen einiger namhafter WissenschaftlerInnen abgedruckt, die auch als *Resource*-Personen für die Forschung fungierten.

Dabei ist ihnen aber offenbar entgangen, dass die Autoren zwar über die Repräsentativität ihrer Datenerhebung reflektieren, nicht aber über ihre Grundannahmen, die dem Mugabe-Regime weitgehend entgegenkommen oder gar nützlich sind. Das mag aus der Situation der jungen Wissenschaftler verständlich sein, wenn sie im krisengeschüttelten Simbabwe ihre Posten an der Universität mit kritischen Einschätzungen möglicherweise nicht gefährden wollten. Methodisch und konzeptionell ist dieser Spagat jedoch fragwürdig. Sicherlich ist es berechtigt, in einem politisierten Forschungsterrain Mythen aufzudecken und sich keinem Denkverbot zu unterwerfen. Dennoch zeigt das Buch, dass die Grenzen wissenschaftlicher Neutralität schnell erreicht und noch rascher überschritten sind, selbst wenn die Autoren sich damit rechtfertigen, rein empirisch zu argumentieren. Angesichts der Tatsache, dass Landreformen und Landenteignungen keineswegs nur in Simbabwe, sondern auch in anderen Ländern des südlichen Afrika weiterhin politisch brisant sind, wird diese Publikation auch zukünftig für Kontroversen sorgen.

Rita Schäfer

Regine Schönenberg: *Viel Land, viel Streit. Konflikte und Konfliktlösungsstrategien in Amazonien*
Saarbrücken: Südwestdeutscher Verlag für Hochschulschriften
2011 (überarbeitete Neuauflage von 1994), 240 Seiten

Am 24. Mai 2011 wurden im brasilianischen Bundesstaat Pará am frühen Morgen José Cláudio Ribeiro da Silva und Maria do Espírito Santo von

Auftragsmördern umgebracht. Sie waren eine Kleinbäuerin und ein Kleinbauer aus Nova Ipixuna im Süden Pará, die sich für Landrechte und den Waldschutz eingesetzt und deshalb seit Jahren regelmäßig Todesdrohungen erhalten hatten. Am Abend desselben Tages verabschiedete der brasilianische Kongress ein „Reformgesetz“, das die Auflagen des Waldschutzes aufweichen soll. Das Waldgesetz sah bisher vor, dass in Amazonien nur 20 % einer privaten Fläche in Ackerland umgewandelt werden dürfen. Dies war Großgrundbesitzern schon lange ein Dorn im Auge. Ende Mai war es ihnen gelungen, eine Mehrheit im Kongress für die Veränderung dieser und weiterer Schutzbestimmungen zu organisieren.

In dieser Situation stoppte Dilma Rousseff, Brasiliens Präsidentin, das „Reformvorhaben“, das auch ihr wichtigstes klimapolitisches Ziel, die Verringerung der Entwaldungsrate in Amazonien, gefährdet hätte – und dies, obwohl sogar amazonische Abgeordnete ihrer Partei, der Arbeiterpartei, für die „Reform“ gestimmt hatten. Es waren dieselben Abgeordneten, die noch in den 1990er Jahren ein politisches Bündnis zwischen Kleinbauernverbänden und Umweltschutzorganisationen geschmiedet hatten: Gemeinsam hatte man damals die Ausweisung von Schutzgebieten gefordert, um dem gewaltsamen und illegalen Vormarsch des Großgrundbesitzes Einhalt zu gebieten.

Wie sind diese Vorgänge zu verstehen? Was bedeutet es, wenn sich in Süd-Pará Kleinbäuerinnen und -bauern für den Waldschutz einsetzen und Großgrundbesitzer dagegen straflos mit Waffengewalt vorgehen? Wie ist zu

verstehen, dass ein Präsident Luiz Inácio Lula da Silva illegale Waldrodung in Amazonien straffrei stellt, gleichzeitig aber die radikale Absenkung der Entwaldungsrate um 80 % in derselben Region gesetzlich festschreibt?

Regine Schönenberg beschäftigt sich seit 20 Jahren mit dem brasilianischen Amazonasgebiet und den lokalen Konflikten um Land, Wald und andere Ressourcen. Vor 18 Jahren veröffentlichte sie ihre Dissertation an der Freien Universität Berlin zu den gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Kleinbäuerinnen und -bauern und Großgrundbesitzern im Süden Pará; 2011 wird diese Promotionschrift vom Südwestdeutschen Verlag unter dem Titel „Viel Land, viel Streit“ erneut vorgelegt. Das Buch ist für alle, die sich wissenschaftlich mit dem brasilianischen Amazonasgebiet befassen, eine lohnende Lektüre: Es gibt nicht nur Auskunft über Landkonflikte, die Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre wichtig waren, sondern beantwortet auch die Frage, welche Art von Entwicklung und Modernisierung die Zentralregierung Brasiliens – mit internationaler Unterstützung – in Amazonien vorangetrieben hat und an welchen Faktoren diese Anstrengungen gescheitert sind.

Ein wesentliches Element der Antworten, die Regine Schönenberg auf diese Frage gibt, ist die lückenhafte Wahrnehmung der Besonderheiten Amazoniens auf Seiten der Zentralregierung. Amazonien wird noch in den 1980er Jahren als „wildes grünes und leeres“ Land wahrgenommen. Ignoriert werden dabei erstens die Heterogenität Amazoniens, die auf historische und ökologische Besonderheiten zurückgeht, und zweitens die patrimonialen

Herrschaftsverhältnisse, die sich im Rahmen der ökonomischen Modernisierung verändern müssen und so zur Brutalisierung der gesellschaftlichen Beziehungen führen. An den ökologischen Besonderheiten scheitern in Amazonien großflächige Monokulturen (Viehweiden, Plantagen), die in anderen Landesteilen zumindest ökonomisch produktiv sind und die auch Kleinbäuerinnen und -bauern Chancen bieten. Über Jahrhunderte hatte sich in Amazonien stattdessen die extraktive Nutzung der Wälder etabliert: Die lokalen Herren pressten aus den Sammlern des Kautschuks, der Paranüsse und anderer Waldprodukte zum Teil sehr hohe Profite, indem sie ihnen die notwendigen Nahrungsmittel und andere Konsumgüter zu überhöhten Preisen zur Verfügung stellten. Diese amazonische Ausprägung einer extraktiv-merkantilen Wirtschaftsform, das *Aviamento*-System, breitete sich v.a. während des Kautschukbooms aus. Es entwickelte sich zur Basis der patrimonialen Herrschaft und strukturiert bis heute die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit in den entlegenen Gebieten, d.h. im Großteil der Region. Es passt jedoch nicht in eine moderne Marktwirtschaft. Daraus entwickelt sich die Dominanz der Gewalt als gesellschaftlicher Problembewältigungsmechanismus: „Die Auswirkungen der zentralstaatlichen Entwicklungsanstrengungen in Amazonien (...) haben diese patrimonialen Herrschaftsstrukturen nachhaltig erschüttert. An die Stelle klarer hierarchischer Strukturen in Arbeits- und Handelsbeziehungen, die einerseits Ausbeutung bedeuteten, andererseits aber in gewissem Maße Überbrückungskredite und Hilfe bei Krankheit und Ausbildung garantierten,

sind Strukturen anonymer Beherrschung der Massen getreten. Urbanisierung und ungeordnete ländliche Besiedlungsformen ohne die vermittelnde Präsenz einer übergeordneten Instanz haben die Sozialbeziehungen brutalisiert. (...) Befreit von ihren traditionellen sozialen Verpflichtungen, wüten die ehemaligen und die neuen Herren in der Region, verschleißten die Arbeitslosenheere auf ihren Fazendas und bedieneten sich hemmungslos des Staatsapparates, um ihre Interessen zu vertreten. Legitimation, die ehemals auf der Basis eines wenn auch ungleichgewichtigen Reziprozitätsprinzips konstituiert wurde, wird heute durch Repression ersetzt. In der Praxis gibt es nun gar keinen Staat in Amazonien, weder einen patrimonial geprägten noch einen modernen“ (184).

Diese These entwickelt die Autorin anhand der Besiedlungsgeschichte Süd-Parás seit dem frühen 20. Jh. unter der besonderen Fragestellung, welche ökonomischen Interessen dabei den Ausschlag gaben (Rinderzucht und Nutzung der Paranuss), wie die Familie Mutran zur ökonomisch und politisch dominierenden Familie wurde, wie sie ihre lokale Machtposition noch in den 1980er Jahren gegen die erklärten Ziele der Agrarreform abgesichert und dabei deren Instrumente verfälscht hat. So gelang es der Familie, ihre großen Ländereien, auf denen die Paranusshaine standen, entweder der Agrarreform zu entziehen oder große Entschädigungssummen dafür einzustreichen. Die Kleinbäuerinnen und -bauern in der Region gingen dabei leer aus – oder sie mussten sich für die Durchsetzung ihrer Landrechte derselben Gewaltmittel bedienen wie die Gegenseite, die Großgrundbesitzer

(Fallbeispiel Fazenda Jandaia). Darüber hinaus zeigt die Autorin aber, dass sich auch moderne Akteure, die erst seit kurzem in der Region aktiv waren, dem lokalen Muster des straflosen Gesetzesbruchs anpassten. So setzte das große (mittlerweile private) Bergbauunternehmen CVRD (Companhia Vale do Rio Doce) beim Bau der Infrastruktur für die Eisenerzmine in Carajás in großem Stil Leiharbeiter ein und zwang den Vermittlungsfirmen sehr niedrig dotierte Kurzfristverträge als Standard auf. Gleichzeitig gestaltete das Unternehmen die Verträge mit den auf ihren Ländereien arbeitenden Kleinbäuerinnen und -bauern nach dem Prinzip des *Aviamento*: Abnahme ihrer Produktion zu niedrigeren als lokal üblichen Preisen, Verkauf von Agrarinputs zu den lokal hohen Preisen (obwohl die Inputs günstig im Süden beschafft worden waren).

Wie es dazu kommen konnte, dass der brasilianische Zentralstaat – der in den 1970er Jahren über sehr gut ausgebildete Kräfte verfügte und an den Wert von Wissen für die Entwicklungsplanung glaubte – in Amazonien derart scheitern konnte, belegt Schönenberg u.a. mit einem Rückblick auf die Geschichte und auf die Strukturen der kolonialen Bürokratie und des kolonialen Agrarrechts. Die damals verliehenen Landtitel sind noch heute gültig. Das erschwert eine Überführung in moderne Landtitel, die auf satellitengestützten Messmethoden basieren. Kennzeichnend für Amazonien war bis Mitte des 20. Jh. die nur sehr lose Verbindung zu Brasilien – es gab keine funktionstüchtigen Landverbindungen und die Küstenschifffahrt nach Rio de Janeiro dauerte länger als die Schifffahrt nach Portugal. Dies änderte

sich erst mit dem Straßenbau zwischen Belém und Brasilia Anfang der 1960er Jahre – zu dem Zeitpunkt hatten sich die erwähnten Herrschaftsformen jedoch bereits etabliert und verfestigt. So wird deutlich, warum für das Verständnis der Fehlentwicklungen moderner Staatlichkeit in Amazonien historisches Wissen erforderlich ist, das bis in die Kolonialzeit zurückgeht und das die besonderen Spannungen berücksichtigt, die zwischen den unpersönlichen Verfahren moderner Bürokratien und den auf persönlichen Verpflichtungen beruhenden patrimonialen Netzwerken entstehen müssen.

Im Vorwort und im letzten Kapitel zieht die Autorin ein Resümee ihrer zwanzigjährigen Amazonienforschung. Sie fragt: „Ist eine Region, die seit ca. 400 Jahren unter einem falschen, außenbestimmten Entwicklungsmodell, einer ungelösten Landfrage, rechtsfreien Räumen und umfassender Straflosigkeit leidet, noch zu retten?“ (ii) Nein, beantwortet sie ihre Frage selbst, denn die Veränderungen der letzten Jahre haben „genau den Kräften Auftrieb verschafft (...), die seit jeher den Raubbau in der Region betrieben haben. Auftragsmord und Straflosigkeit florieren, die Korruption, zur Zeit der Feldforschung (1989-1992) noch unsystematisch, hat sich in stabilen kriminellen Netzwerken konsolidiert, die von der Geldwäsche des Kokainhandels, u.a. im Rahmen staatlicher Großaufträge (...) genährt werden.“ Auch Ansätze des internationalen Umweltschutzes hülften nicht weiter, denn „zu weit sind die in transnationalen Räumen erarbeiteten Konzepte von den lokalen Realitäten entfernt, als dass sie positiv wirken könnten“ (iii).

Diese letzte These arbeitet sie am Beispiel der modernen Extraktivismusedebatte heraus, die davon ausgeht, dass mit entsprechenden öffentlichen Subventionen die Sammlerwirtschaft eine nachhaltige Nutzung der Wälder ermöglichen könnte. Ohne moderne Infrastruktur und Märkte sei dies eine Scheinoption, sagt die Autorin, denn sie werde in der Tradition des *Aviamento* nur zu hohen Profiten des Staates führen.

Gleichzeitig kann man ihre Aussagen aber auch als Ausgangspunkt für ein Forschungsprogramm zu Amazonien nutzen, das nachwachsenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Angriff nehmen sollten: Welche Formen nimmt die Modernisierung der amazonischen Wirtschaft heute an? Wird das *Aviamento*-System durch die erheblichen Investitionen in die Infrastruktur verdrängt oder transformiert es sich? Und wenn ja, wohin? Zu mehr Gewaltförmigkeit oder vielleicht doch in Richtung demokratischer Verhältnisse? Welche Auswirkungen haben die wachsenden urbanen Zentren für die Organisation sozialer und politischer Herrschaft? Wie wirkt sich die flächenmäßig bedeutsame Ausweisung von Schutzgebieten in der Region aus? Wer eignet sich die über den *Fundo Amazonas* ausgeschütteten Mittel für den Umweltschutz und die Etablierung nachhaltiger Produktionssysteme an?

Angesichts der Bedeutung der Publikation als Anstoß für weitere Forschung ist es allerdings bedauerlich, dass dem Verlag trotz des hohen Verkaufspreises ein sorgfältiges Lektorat dieser Neuauflage anscheinend nicht möglich gewesen ist.

Imme Scholz

Karl Husa, Christof Parnreiter
& Helmut Wohlschlägl (Hg.):
*Weltbevölkerung. Zu viele, zu
wenige, schlecht verteilt?* Wien:
Promedia 2011, 292 Seiten

Wie kaum eine andere Sozialwissenschaft ist die Demographie auf die Erkundung von menschlichen (An-) Trieben und damit auf die Enträtselung einer stets nur vage erahnbaren Mischung aus Rationalität, Kultur und Tradition angewiesen. Dazu kommt die spezifische „Trägheit“ ihres Gegenstands: der Bevölkerungsentwicklung. Paradigmen wechseln, Trends entstehen und vergehen; bevor sie als relevant erkannt werden, dauert es Generationen. Begründungszusammenhänge werden daher in der Regel nachträglich (re-) konstruiert; über ihre längerfristige Gültigkeit lässt sich nichts Genaues sagen. Das eröffnet Spielräume für unterschiedlichste Deutungen und erweist sich als fruchtbarer Boden für – mehr oder weniger gewagte – Spekulationen. Und so verwundert es kaum, dass es selbst für solche inzwischen allgemein akzeptierte Erscheinungen wie den weltweit nachweisbaren Rückgang der Fruchtbarkeit auf bzw. sogar unter das Reproduktionsniveau „keine universale Theorie [gibt], die diesen Rückgang umfassend erklären kann“ (Henning: 179).

Das hier zur Rede stehende Buch versammelt 14 Beiträge aus der Feder von 16 Autoren/innen, die sich aus ganz unterschiedlichen Sichten mit den jüngsten Phänomenen der Weltbevölkerungsentwicklung befassen. Bei aller Verschiedenartigkeit ihrer Ansatzpunkte eint die Autoren/innen der ambitionierte Versuch, mit einigen

„neuen ‘demographischen’ Mythen“ (Husa, Rumpolt & Wohlschlägl: 262) aufzuräumen. Das betrifft die „neomalthusianische Herleitung zukünftiger Klimakriege“ (Obenbrügge: 211) genauso wie den Zusammenhang von „Bevölkerungswachstum und wirtschaftliche(r) Entwicklung“ (Parnreiter: 191) oder die „These vom ‘dritten demographischen’ Übergang“ (Gächter: 148). Schließlich ist es unvermeidlich, dass auch die Dauerbrenner der populistischen Angstretorik – Migration, Überfremdung und vor allem die „‘demographische Islamisierung’ Europas“ (Husa, Rumpolt & Wohlschlägl: 281) – angesprochen und dahin verwiesen werden, wo sie hingehören: in das Reich der oft medial provozierten und überzeichneten Hirngespinnste.

Die wichtigsten Einsichten, die sich in diesem Buch bei einer ganzen Reihe von Autoren/innen finden, kreisen um die Kernfrage der Demographie schlechthin – das Mensch-Natur-Verhältnis. Gerade hier scheinen die jüngeren Entwicklungen, insbesondere der Umstand, dass sich in einer wachsenden Zahl von Ländern (heute sind es bereits 70) eine Geburtenrate weit unter dem Reproduktionsniveau stabilisiert, darauf hinzudeuten, dass die „Bevölkerungsbombe“ nicht nur nicht explodiert, sondern sich sogar ein globaler Bevölkerungsrückgang abzeichnet. Das hört sich zunächst wie eine (überraschend) gute Nachricht für alle jene an, die auf die Globalisierbarkeit des westlichen Konsummodells und damit auf die „ungebremste“ Fortsetzung ihres Lebensstils hoffen. Aber weil die Gesellschaften in den Industrieländern längst über ihre (Natur-)Verhältnisse leben und es „keine

Alternative zu höherem Wohlstand und gesellschaftlicher Modernisierung in den Entwicklungsländern gibt, ohne die ein Übergang zu ... geringerem Bevölkerungswachstum ... kaum zu erreichen sein wird“ (Swiaczny: 55), drängt sich unabweisbar die Einsicht auf, dass „die wahre Bedrohung ... nicht in der ‘Überbevölkerung’ (liegt), sondern in den Marktmechanismen und Konsummustern...“ (Husa, Rumpolt & Wohlschlägl: 267).

Dennoch erscheint der Bevölkerungsrückgang als Bedrohung für die Finanzierbarkeit der in Jahrzehnten sozialer Kämpfe errungenen wohlfahrtsstaatlichen Sicherungssysteme. Dass Rettung ausgerechnet durch deren Abbau, nämlich durch „Leistungskürzungen, die Privatisierung der Sozialleistungen durch mehr Eigenverantwortlichkeit der Einzelnen oder die Anhebung des Rentenalters“ (Kahlert: 250) gelingen soll, zeugt von einem grundlegenden Missverständnis, was es bedeutet, wenn „immer weniger Erwerbstätige ... die Kosten ... für eine wachsende Zahl an alten und hochaltrigen Menschen“ (Kahlert: 248) aufbringen müssen. Aufgebracht müssen diese Kosten nämlich nicht durch den Einzelnen, sondern durch die Gesellschaft insgesamt, d.h. nicht allein von den Lohnabhängigen und deren Sozialbeiträgen, sondern auch aus den Profiten. So gesehen handelt es sich bei der Alterung der Bevölkerung oder beim Bevölkerungsrückgang weniger um ein demographisches Problem als vielmehr um eines gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse.

Insgesamt ist das Buch eine grandiose *tour d’horizon*: In gedrängter Form bietet es einen nahezu vollständigen Überblick

über die aktuelle Debatte, über Konzepte und deren (nicht selten hochgradig ideologischen) Hintergründe.

Arndt Hopfmann

Bryan S. Turner (Hg.): *The Routledge International Handbook of Globalization Studies*. Oxon u.a.: Routledge 2010, 702 Seiten

Das Nachschlagewerk ist in vier Sektionen unterteilt: „Theorien und Definitionen“ (Kap. 1-7), „Themenfelder“ (Kap. 8-19), „Neue Institutionen und Kulturen“ (Kap. 20-28) und schließlich „Kritische Lösungen“ (Kap. 29-34). Das Spektrum umfasst u.a. ökonomische und andere Theorien der Globalisierung, Internet, Raum, globale Eliten, Film, Migration und Grenzen, muslimischer Kosmopolitismus, Nahrung sowie Reflexionen zur sozialwissenschaftlichen Globalisierungsforschung. Die Zuordnung zu den Sektionen ist allerdings nicht immer überzeugend. Warum etwa findet sich „Internet and Globalization“ (Kap. 4) von *Lior Gelernter & Motti Regev* in der Theoriesektion, obgleich keinerlei Theorieangebote zur Relevanz des Internet für die Globalisierung vorgestellt werden? Das gleiche gilt für „Anti-Globalization Movements“ (Kap. 5) von *Tom Mertes*. Dieser Beitrag beinhaltet zwar einen soliden Überblick über die Stationen globalisierungskritischer Bewegungen, aber weder eine theoriegeleitete Einschätzung der Bewegungen noch Aussagen zu (widerstreitenden) Globalisierungstheorien innerhalb der Bewegungen selber (bspw. Imperialismustheorien, Deglobalisierung).

Bryan S. Turner gibt im ersten Kapitel einen theoretischen Überblick, in dem er

drei Stadien der Globalisierungstheorie identifiziert: die frühe Konzentration auf das ökonomische System wurde abgelöst durch die Betonung kultureller Dimensionen und seit Mitte der 1990er Jahre die Hervorhebung der politischen Implikationen (4). Dabei verzichtet der Autor darauf, Globalisierung klar zu definieren, und bietet stattdessen einen Minimalkonsens der meisten WissenschaftlerInnen: die Verdichtung von Zeit und Raum, die erhöhte Mobilität von Gütern, Ideen und Personen sowie die Herausbildung von verschiedenen Formen globalen Bewusstseins (5). Nachfolgend benennt er viel zitierte AutorInnen und Werke, auf die in den übrigen Beiträgen immer wieder Bezug genommen wird.

Die meisten Artikel sind fundierte, einführende Texte, die Grundfragen des jeweiligen Themas stellen und Diskussionen nachzeichnen. So argumentiert *Adam McKeown* in „All that is molten freezes again: migration history, globalization, and the politics of newness“ (Kap. 9) gegen den Eindruck, dass Migration ein qualitativ und quantitativ neues Phänomen der Globalisierung sei. *Habibul Khondker* fragt in „Globalization, disasters, and disaster response“ (Kap. 12), wie natürlich Naturkatastrophen sind. In „Globalization of Crime“ (Kap. 13) betrachten *Robert Winslow & Virginia Winslow* nicht nur die sonst im Kontext von Globalisierung bemühte „Organisierte Kriminalität“, sondern auch das Phänomen der „Globalisierung der Straßekriminalität“ (249-259). So ist die u. a. durch den Kolonialismus hervorgerufene extreme soziale Ungleichheit charakteristisch für Länder mit einer hohen Rate an (Straßen-)Kriminalität

wie Südafrika. Zentralamerikanische Gangs sind über Migrations- und vermeintliche Kriminalitätsbekämpfungsprogramme eng mit US-amerikanischen verflochten. Die thematischen Beiträge sind allesamt informativ, allerdings stehen sie unverbunden nebeneinander und lassen eine gemeinsame Struktur vermissen. Ein Beispiel für einen gelungenen – und für die Lehre und für die eigene Orientierung nützlichen – Aufbau ist „Global elites“ von *Jan Pakulski* (Kap. 17). Der Aufsatz stellt drei konkurrierende theoretische Perspektiven auf Eliten dar und zeichnet deren Argumentationen nach. Anschließend führt er aus, warum alle drei Ansätze problematisch sind, illustriert dies durch Beispiele und kontrastiert die Ansätze miteinander.

Es ist jedoch nicht nur die fehlende didaktische Aufbereitung, die die Zusammenstellung der Beiträge tendenziell willkürlich erscheinen lassen; vielmehr tragen dazu auch die Auslassungen bei. Trotz seines Umfangs enthält das Handbuch nur einen einzigen, spezialisierten und im Teil zu „Kultur“ platzierten Beitrag zu *Gender* („Pluralism, globalization, and the ‘modernisation’ of gender and sexual relations in Asia“ von *Michael G. Peletz*, Kap. 24), und selbst der detaillierte Index listet den Begriff „gender“ nur fünf Mal, den Begriff „woman“ sogar nur ein einziges Mal auf. Kaum ein Beitrag integriert feministische Perspektiven, ausgenommen „Limiting Theory“ von *Smitha Radhakrishnan* (Kap. 2) zu postkolonialen und poststrukturalistischen Theorien. Sind zwei Jahrzehnte Forschung und Theoretisierung zu Gender und Globalisierung am Herausgeber fast unbemerkt vorbeigezogen? Etwas

resigniert resümiert Radhakrishnan denn auch, es sei „weithin akzeptiert, dass in den Sozialwissenschaften, und insbesondere in der Soziologie, feministisches Denken an den Rändern von Globalisierungstheorien verblieben ist“ (37). Als indirekte Kritik am gesamten Handbuch führt sie daher schlagwortartig die wichtigsten Innovationen feministischer Forschung für Globalisierungstheorien auf: Kontexte aufzuzeigen, Verknüpfungen sichtbar zu machen und Binaritäten zu hinterfragen, die Unterordnung von Differenzen unter das Allgemeine abzulehnen (38). Wenn der Mainstream der Globalisierungsforschung diese Lektionen lerne, blieben uns einige der immer noch verbreiteten essentialistischen und kulturalistischen Fehlschlüsse erspart.

Die letzte Sektion des Buches ist betitelt mit „Critical solutions“ und enthält ebenfalls informative Beiträge zur Internationalen Arbeitsorganisation (*Anthony Woodiwiss*: „Globalization and labour: putting the ILO in its place“, Kap. 29), zur Globalisierung von Menschenrechten (*Thomas Cushman*: „The globalization of human rights“, Kap. 30), zum Weltsozialforum (*Kadambari Anantram u.a.*: „Global civil society and the World Social Forum“, Kap. 31), zum muslimischem (*Humeira Iqtidar*: „Muslim cosmopolitanism: contemporary practice and social theory“) bzw. zum sozialwissenschaftlichen Kosmopolitismus (*Ulrich Beck & Natan Sznaider*: „New cosmopolitanism in the social sciences“, Kap. 33). Aber auch in diesem Teil bleibt unklar, inwiefern und wofür die Artikel „kritische Lösungen“ aufzeigen. Im abschließenden, resümierenden Beitrag „Globalization and its possible futures“

(Kap. 34) stellt der Herausgeber elf Thesen über die Globalisierung zur Diskussion. Hatten viele Beiträge gemahnt, Fragen zum Thema nicht binär zu formulieren, so steigt Turner genau so in seinen Beitrag ein: „Die Hauptfrage, die sich aus dieser Textsammlung ergibt, ist, ob Globalisierung Kulturen und Gemeinschaften erodieren lässt oder ob sie weiter bestehen bleiben und sich die Demokratie ausweiten wird.“ (653) Seine elf Thesen – Globalisierung des Terrorismus, zunehmende (ethnische) Konflikte, Alterung der Bevölkerung im Globalen Norden, Ausbreitung von HIV/AIDS und anderen Krankheiten usw. (654-658) – nehmen vorwiegend problematische Entwicklungen in den Blick. Turners Messlatte für ein positiveres Saldo ist Kosmopolitismus und die Globalisierung von Demokratie. Diese allerdings würden beeinträchtigt von der wachsenden Nachfrage nach „Sicherheit“ (659, 663). Als neues Paradigma der Globalisierungsforschung sieht er daher die Betonung der „ungleichen Natur der Globalisierung“ und von Fragilitäten (666).

Nicht nur wegen des „gender gap“, sondern auch vor dem Hintergrund des resümierenden Beitrags wird das Handbuch dem vom Herausgeber formulierten Anspruch, „einen Überblick und eine kritische Bewertung von Globalisierung als Forschungsfeld innerhalb der Sozialwissenschaften zu geben“ (3), nicht gerecht. Auch der Verzicht auf Querverweise oder auf die Vorgabe einer einheitlicheren Beitragsstruktur schmälern den Beitrag, den das Handbuch zur Orientierung bieten kann.

Helen Schwenken

Matthias Middell & Ulf Engel
(Hg.): *Theoretiker der Globalisierung*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010, 475 Seiten

Wie die Herausgeber einleitend feststellen, sind die Debatten über Globalisierung unübersichtlich geworden. Zudem sehen sie eine „Sedimentierung des Diskurses ..., die selbst zur Realität wird“ (12). Wie auch immer man hierüber denken mag – ein Kompendium, das wesentliche Positionen im Überblick präsentiert, sollte hochwillkommen sein. Der vorliegende Band ist aus dem Graduiertenkolleg „Bruchzonen der Globalisierung“ entstanden. Er enthält ausweislich des Inhaltsverzeichnisses 28 (nach Ansicht der Herausgeber 26 [22]) zumeist werkbiographisch angelegte Artikel zu Autorinnen und Autoren, die im Rahmen des Graduiertenkollegs als besonders wichtig erschienen. Auswahlkriterien werden abgesehen von dem einleuchtenden Hinweis, dass Vollständigkeit ein unerreichbares Ziel wäre, allenfalls mit der besonderen Bedeutung des Raumes für das dem Graduiertenkolleg zugrundeliegende Konzept der Bruchzone angedeutet, verbunden mit dem nicht weiter explizierten Hinweis, „für die Aufnahme eines jeden der ausgewählten Theoretiker spr[ä]chen sehr gute Gründe“ (29). Benannt werden die nicht, und ebenso wenig erfahren wir darüber, warum Janet Abu-Lughod, Martin Albrow, Elmar Altvater, Benjamin Barber, Ulrich Beck, André Gunder Frank, Michael Hardt und Toni Negri, David Held, Silvia Walby oder Immanuel Wallerstein sowie die gesamte Richtung der *International Political Economy* sämtlich nicht berücksichtigt wurden, ganz abgesehen von einigen

Klassikern, die auch *avant la lettre* Wesentliches zur Problematik beigetragen haben. Dennoch werden viele der hier Vermissten immer wieder erwähnt, was nachdrücklich auf die Lücken des Buches verweist. Immerhin stellen die Herausgeber neben der summarisch-salvatorischen Klausel, der Band sei „nicht als vollständige Beschreibung des Olymp“ gedacht (29), Ergänzungen in Aussicht. Dies sollte freilich auch Anlass zu gründlicher Überarbeitung sein, wenigstens soweit die Zielsetzung darin besteht, ein zuverlässiges Arbeitsinstrument „für die Unterstützung“ der Ausbildung „einer neuen Generation von Globalisierungstheoretikern“ (31) zu schaffen.

Gewiss gibt es hier auch zu lernen. Stellvertretend sei die gut geschriebene, knappe Vignette genannt, die *Stefan Troebst* dem schwedischen Wirtschaftshistoriker Artur Attman gewidmet hat. Troebst zeigt überzeugend, wie Attman, ausgehend von der für Schweden historisch entscheidenden Problematik des Russlandhandels und dem damit verknüpften Drang zur Beherrschung der Ostsee, das Konzept eines maritimen Handelssystems entwickelte und seine Überlegungen später auf die globalen Edelmetallflüsse des europäischen Mittelalters und der Frühen Neuzeit ausweitete. Das eröffnet Perspektiven und macht neugierig. Von Interesse sind auch die entsprechend der Thematik des Graduiertenkollegs stark vertretenen raumtheoretischen Ansätze, die wenigstens implizit Vergleiche zwischen den unterschiedlichen Perspektiven ermöglichen.

Schon dies erfordert freilich eine Lesearbeit, die nicht zum Alltag gehören sollte. Die Herausgeber betonen eigs,

ihre Absicht habe nicht darin bestanden, „die Individualität der Handschriften der Autoren übermäßig zu vereinheitlichen“ (22). Leider haben sie generell für ein Übermaß an Zurückhaltung optiert. Über weite Strecken lesen sich die Texte, als habe nicht nur niemand lektoriert, sondern auch niemand Korrektur gelesen oder auch nur den *Spellcheck* benutzt. Gehäufte Grammatikfehler veranlassen den Rezensenten, sich Gedanken an Luxusartikel wie indirekte Rede oder korrekte Idiomatik gleich aus dem Kopf zu schlagen. Wenig vorbildlich für künftige Generationen von Theoretikerinnen und Theoretikern ist ferner die unorthodoxe Art, mit der einige Literaturverzeichnisse angelegt wurden; hier ist gelegentlich die Grenze zum Chaos überschritten. Dass darüber hinaus etwa von Fernand Braudel sehr wohl englische, nicht aber die deutschen Übersetzungen angeführt werden, zeugt nicht eben für die Sorgfalt, die von einem Unternehmen wie dem vorliegenden einfach zu erwarten ist. Immerhin wird dem Publikum auch etwas zugetraut, wie dies die im Original wiedergegebenen portugiesischen Zitate unwiderlegbar bezeugen.

Ernste Befürchtungen für die Perspektiven einer deutschsprachigen Wissenschaftskultur begründet – *auch* – dieses Buch, wo es um die Bezugnahme auf breitere Theoriekomplexe geht. Es ist schwer nachvollziehbar, dass etwa Niklas Luhmanns zentrales Theorem der funktionalen Differenzierung nicht, wie bei diesem Autor vielfach nachzulesen, als Stufe der sozialen Evolution verstanden wird, sondern ebenso pauschal wie nebulös als „klassisch soziologische(r) Gedanke“ (326). Da die Globalisierungsproblematik und

wesentliche Theorieansätze – hier etwa vertreten durch David Harvey, Henri Lefebvre oder Saskia Sassen – kritische gesellschaftstheoretische Traditionen aufruft, kommt auch die Marx'sche Theorie zur Sprache. Freilich scheint unter den Autorinnen und Autoren weder eine Ahnung von deren epistemologischen Status vorhanden zu sein – anders lässt sich die falsche Wiedergabe eines zentralen Titels „Grundrisse der politischen Ökonomie“ (258) unter Auslassung des springenden Punktes der Kritik nicht deuten –, noch scheint man bedacht zu haben, dass dieser Theoriekomplex seinen Ausgang in deutscher Sprache nahm – sonst bleibt unverständlich, wie im Beitrag zu Lefebvre der zentrale Begriff der Produktionsweisen durchgängig als „Produktionsmodi“ rückübersetzt wird. Was mit „Klassenkämpfe der Moderne im Produktionszeitalter“ (311) gemeint sein soll, bleibt hier völlig schleierhaft, zumal wenigstens ein Blick in den Grundtext, wenn nicht schlichtes Nachdenken die Autorin darüber aufgeklärt hätte, dass Gesellschaften ohne Produktion schlechterdings undenkbar sind, „Produktion“ daher zur Kennzeichnung eines „Zeitalters“ unsinnig ist. Es offenbart Ahnungslosigkeit, wenn über die frühe Entwicklung von Manuel Castells berichtet wird: Er „betrachtete sich als Anarchisten und Linksradikalen. Dennoch lehnte er die Kommunistische Partei ab“ (194; Hv.: RK). Und die Geschichte spielt in Barcelona, dem Schauplatz des „Kurzen Sommers der Anarchie“ (Enzensberger)! Es muss bedrücken, wenn sich hier Hinweise darauf häufen, dass ein ganzer Kontinent theoretischen Denkens, der Ideengeschichte, aber auch des politischen Handelns im Nebel des Ungefähren, der

Sekundär- und Tertiärkenntnis oder des Zeitdrucks versinkt, der ein genaueres Hinschauen, geschweige denn eine rekonstruierende Auseinandersetzung verhindert. Auch der Westfälische Friede überrascht als „Wiege des internationalen Rechts“ (459) angesichts der doch deutlich längeren Geschichte des Völkerrechts, doch wenn statt Naturrecht und Rechtspositivismus „iusnaturalis“ und „iuspositivum“ figurieren, ordnet sich auch dies in die allgemeine Kurzatmigkeit ein.

Problematisch ist auch, wenn unwidersprochen die Sicht des Brasilianers Gilberto Freyre referiert wird, Spanier und Portugiesen hätten konfliktfrei und in intensivem Austausch mit Arabern und Juden zusammengelebt (233). Man fragt sich, warum wohl all die spanischen Juden nach erfolgter Reconquista nach Amsterdam, Antwerpen und Polen geflohen sind oder warum selbst noch die Morisken vertrieben wurden. Ein wenig Faktenkenntnis und auch Ideologiekritik darf man mit der Theorierezeption halt schon verbinden.

Es geht hier nicht darum, eine den Rahmen einer knappen Rezension sprengende Fehlerliste aufzumachen. Die angeführten Beispiele weisen jedoch auf Tendenzen hin, die sich nicht nur in diesem Fall im deutschsprachigen Wissenschaftsbetrieb abzeichnen. Allenthalben ist zu sehen und zu hören, dass junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sich, selbst wenn sie dies wünschen, nicht mehr in der Lage sehen, Primärtexte zu lesen und sich größere Zusammenhänge gründlich anzueignen. Leider zeigen viele Beiträge auch in diesem Band, was dabei herauskommen kann.

Adibeli Nduka-Agwu & Antje Lann Hornscheidt (Hg.): *Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2010, 549 Seiten

Bereits Frantz Fanon erkannte in seiner Analyse Weißer¹ europäischer Kolonialherrschaft, dass Sprache ungewöhnliche Macht bedeutet. Sie kann Gewalt und Herrschaft nach sich ziehen oder aber eines von vielen Instrumenten des Widerstands sein. In dem vorliegenden Buch, eine konzeptuelle Erweiterung von *Afrika und die deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk* (hgg. v. Arndt, Susan, & Antje Hornscheidt, Münster 2004), geht es sowohl um die deutsche Sprache und deren koloniale Vergangenheit als auch um Möglichkeiten des Widerstands gegen die Reproduktion von Rassismen in unserer Alltagssprache. Es bietet Analysen von rassistischen Begriffen und zeigt Möglichkeiten von nicht-rassistischen alltagssprachlichen Ausdrücken und Benennungen auf. Eine seiner Grundannahmen ist, dass rassistische Diskriminierungen auch jenseits der Intentionen der einzelnen Sprechenden durch die Verwendung bestimmter Begriffe und Konzepte täglich neu geschaffen und reproduziert werden. Somit konzentriert es sich auf Rassismus in seiner oftmals unintendierten, jedoch gewaltvollen Alltäglichkeit und benennt und kritisiert ihn als hegemoniale und gesellschaftsstrukturierende Praktik. Im Unterschied zum Vorgängerbuch beschränkt es sich nicht mehr auf 'Afrika', sondern geht der Praxis rassistischer Sprachhandlungen umfangreicher auf den Grund.

Reinhart Kößler

Das in Sprache und Form akademisch gehaltene Nachschlagewerk gliedert sich in fünf Teile. In der Einleitung legen die Herausgeberinnen ihr Verständnis von Rassismus dar: Er ist für sie gleichzusetzen mit einem bestimmten Verständnis von „kolonialistischem Rassismus“ im Sinne einer „ungebrochenen Kontinuität“ eines „weißen Rassismus gegen Schwarze“ (20). „Schwarze“ umfasst dabei Menschen aus Afrika oder der afrikanischen Diaspora (vgl. u.a. 85ff). Das zweite Kapitel stellt Selbstbezeichnungen rassistisch diskriminierter Menschen wie u.a. „Afrodeutsch/Afrodeutsch_e“ und „People of Colour“ vor und erläutert deren emanzipatives, anti-rassistisches Potential. Dem folgen in einem dritten Schritt Analysen von rassistischen Ausdrücken wie dem „N-Wort“ oder „Ching Chang Chong“. Die Autor_innen arbeiten deren etymologischen und historischen Kontexte heraus und legen dabei die (rassistischen) Diskurse offen, in welche sie eingebettet sind. Der vierte Teil untersucht den rassistischen Gehalt von Konzepten wie „Political Correctness“ oder „Integration“. Im abschließenden Kapitel werden rassismuskritische Analysemodelle entwickelt und neue Konzepte und Begriffe eingeführt.

Die begrifflichen Neueinführungen – vor allem Migratismus, aber auch Ethnizitismus und Religiosizismus – sind auf das Plädoyer der Herausgeberinnen (und einiger Autor_innen) zur eindeutigen Trennschärfe unterschiedlicher Diskriminierungsmechanismen zurückzuführen. So sollen die „neueren Rassismen“ präzise vom „kolonialistischen Rassismus“ (25) abgegrenzt werden. Letzterer dürfe analytisch nicht verwässert werden. Als kritikwürdig

erachte ich, dass im vorliegenden Buch Rassismus auf eine invariable kolonialistische Größe einer als Weiß markierten Überlegenheit und damit als Herrschaftsanspruch über als Schwarz definierte Menschen eingegrenzt wird. Die Neologismen erscheinen so als Diskriminierungsformen *jenseits* eines ‘wahren’ Rassismus konzeptualisiert. Dabei gerät aus dem Blick, wie gegenwärtige Rassismen in all ihren Facetten mit ihren kolonialistischen Formen verwoben sind. Anstelle der Vorstellung und Diskussion mehrerer Beiträge konzentriere ich mich im Folgenden auf den statischen Rassismusbegriff und zeige anhand des bereits in der Einleitung prominent gemachten Konzepts ‘Migratismus’ auf, welche (politischen) Folgen die vorliegenden theoretischen Konzeptionen haben.

Alyosxa Tudor, Autorin des Artikels „Migratismus und Rassismus“, legt die „Relevanz einer kritischen Differenzierung“ beider Konzepte dar und markiert dabei ihre analytische Perspektive explizit als migrantisch und Weiß. Sie erläutert, dass Migratisierung der Prozess sei, der Migrant_innen als solche konstruiere und dabei de/privilegierte Positionen schaffe. Migratismus sei das „Machtverhältnis, das Migratisierung [...] trägt“ (396). Um ein differenziertes Bild von Machtverhältnissen in Deutschland zu gewinnen, insistiert die Autorin auf einer analytischen Unterscheidung von Migratisierung und Rassialisierungsprozessen. Eine Separation sei nötig, da es auch Weiße Migrant_innen gebe und diese aufgrund ihres Weißseins nicht rassistisch diskriminiert werden könnten – insofern müssten Migratisierungsprozesse aus der Diskriminierungsdimension Rassismus herausdividiert

werden. Diese Bemühungen scheinen einer sich selbst ad absurdum führenden kritischen Weißseinsperspektive geschuldet, die u.a. ein simplifizierendes Weiß/Schwarz-Raster anlegt. Anstatt Weißsein Teil der Analyse werden zu lassen, wird es zum Ausgangspunkt der Analyse gemacht. Weißsein schiebt sich dabei in den Fokus und positioniert und definiert andere Subjektivitäten aus dieser Position mit. Ein solches Rassismusverständnis ignoriert die Wirkmacht gegenwärtiger rassistischer Diskriminierung gegen Menschen, die sich jenseits des dualistischen Weiß/Schwarz-Bildes im Weder-Noch wiederfinden bzw. sich für dieses entscheiden – nicht zuletzt weil Migration diversifizierte Biographien erzeugt, die dem Wunsch nach Eindeutigkeit entgegenstehen. Der durch den Migratismusbegriff eingeführte Eindeutigkeitsimperativ bzgl. Identität geht über erkämpfte Räume der Selbstermächtigung von Menschen (of Colour) mit Migrationsgeschichte hinweg. Er wirft somit die Frage nach der Definitionsmacht auf, d.h. die Frage danach, wer darüber entscheidet, ob Menschen Rassismuserfahrungen gemacht haben oder nicht. Auf diese Weise schafft das Bedürfnis nach Eindeutigkeit Positionierungszwänge in Hinblick auf 'nicht-bio-deutsche' Identitäten. Die sowohl von Alyosxa Tudor als auch von den Herausgeberinnen vorgenommenen eindeutigen Grenzziehungen, Kategorisierungs- und Markierungsforderungen lassen den Eindruck entstehen, es gebe einen 'wahren' Rassismus – auch wenn sich die Herausgeberinnen in einem Nebensatz von diesem Vorwurf zu distanzieren versuchen (27).

Vereinzelte Beiträge dieses Sammelbandes sind durchaus lesenswert und

nicht so sehr geprägt von der kritisierten Grundausrichtung des Buches. Es sticht aber insgesamt ins Auge, dass die Herausgeberinnen und einzelne Autor_innen wichtige Impulsgeber_innen ihrer Analyseperspektiven wie z.B. Michel Foucault nicht nennen. Zudem nehmen viele den Stand der postkolonialen Forschung und der kritischen Migrationsforschung im deutschsprachigen Raum nicht genügend zur Kenntnis oder ignorieren ihn. Rassismus hätte dann auch als von vielzähligen historischen wie gegenwärtigen Verschiebungen und Brüchen durchzogen begriffen werden können – als eine Grundstruktur, auf welcher auch der Migrationsdiskurs fußt. Das hätte dazu geführt, ihn in seiner Elastizität und wirkmächtigen Adaptionfähigkeit, die ihn bereits zu Kolonialzeiten prägte, zu sezieren und dadurch (an-)greifbar zu machen.

Ernüchtert bleibt festzustellen, dass bezüglich anti-rassistischer Kämpfe in Deutschland Intention und Effekt des Sammelbandes auseinanderzufallen scheinen: Anstelle von Empowerment von und Solidarität mit Menschen, welche den alltäglichen Rassismus der Weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft erfahren und erleiden müssen und der Überwindung von Identitätsschubladen verlangen die Herausgeber_innen nach einer eindeutigen Trennschärfe, und dies, obwohl es im Beitrag „Schwarze, Schwarze Deutsche“ von Adibeli Nduka-Agwu und Wendy Sutherland heißt, Bezeichnungen von Menschen könnten nur dann ihr emanzipatorisches Potential entfalten, wenn sie jeweils von der benannten Person selbst als Eigenbezeichnung und Identität gewählt wurden (90). Es erscheint verwunderlich, worin dann das emanzipatorische Moment

liegen soll, wenn Menschen ihre Rassis-muserfahrungen abgesprochen werden, das Buch neue Identitätsschubladen schafft und mit einem reduzierten und statischen Rassismusbegriff operiert.

Chandra-Milena Danielzik

Anmerkung:

- 1 Um darauf zu verweisen, dass die Kategorien 'Schwarz' und 'Weiß' soziale und politische Konstruktionen und eben keine biologistischen Essenzen darstellen, verwenden ich die Großschreibweise.

Agnes Khoo: Life as the River Flows. Women in the Malayan Anti-Colonial Struggle. Manmouth: Merlin Press 2007, 312 Seiten

In der modernen Geschichte linker Bewegungen in Südostasien stellt der langandauernde, bewaffnete Kampf der Kommunistischen Partei von Malaya (CPM) eines der auffälligsten Beispiele dar. Er begann 1948 mit der Erklärung des Ausnahmezustands (*emergency*) durch die britische Kolonialverwaltung und der darauffolgenden Formung der *Malayan National Liberation Army* durch die CPM. Die Regierung des inzwischen unabhängigen Malaya, dem Vorläufer des heutigen Malaysia, hob 1960 den Ausnahmezustand auf. Lokal wurde der Kampf allerdings noch fortgesetzt, vor allem im Nordosten der Halbinsel, an der Grenze zu Thailand, wohin sich die CPM ihr Hauptquartier verlegt hatte. Nach fast 40 Jahren schlossen die CPM einerseits und die Malaysische sowie die Thailändische Regierung 1989 einen Friedensvertrag. Die verbliebenen Freiheitskämpfer, oft zwischen 60 und 70 Jahren alt, siedelten sich als staatenlose BürgerInnen im Süden Thailands in vier „Friedensdörfern“ an. Hier hat die

Soziologin *Agnes Khoo* mit 16 ehemaligen Guerillakämpferinnen Interviews geführt.

Sie interessierte sich vor allem für die Motivation der Frauen mehrheitlich chinesischer Abstammung, sich der CPM anzuschließen. Weiter fragte sie, warum die Frauen der Partei so lange loyal geblieben sind, wie sie auf die Zeit ihrer Teilnahme am Kampf zurückblicken und was ihre heutigen Träume und Wünsche sind. Selbst eine Aktivistin der 1980er Jahre in Singapur wollte sie „den Frauen der anti-kolonialen Widerstandsbewegung eine Stimme geben“ (9). Zwischen 1998 und 2003 verbrachte sie mehrere Perioden mit den Veteraninnen in Thailand. So konnte sie deren Vertrauen gewinnen und in langen Gesprächen auch heikle Themen ansprechen.

Die Lebensgeschichten geben einen Einblick in die unruhigen Zeiten der britischen Herrschaft, des Zweiten Weltkriegs, des Ausnahmezustands und der malaysischen Selbstverwaltung. Sie zeigen, wie sich von den Entscheidungsprozessen ausgeschlossene Chinesinnen dem Pakt der malaysischen und britischen Herrscher widersetzen. Dieser Widerstand geschieht nicht auf der Ebene der gescheiterten malaysisch-chinesischen Verhandlung von 1954 in Baling, sondern auf der des Alltags im undurchdringlichen malaysischen Dschungel. Die Untersuchung zeigt, wie schwer das Leben im feuchten Klima war: wegen ständiger Nahrungsmittelknappheit häufig am Rande des Hungers, unaufhörlich bedroht durch tropische Krankheiten oder durch die Verfolgung seitens des britischen und später des malaysischen Feinds. Denn den Frauen wurde der gleiche physische Einsatz abverlangt wie den

Männern, auch während Menstruation oder Schwangerschaft.

Viele der Frauen stammten aus armen, revolutionär eingestellten Familien; oft hatten sie ihren Entschluss, sich dem Widerstand anzuschließen, schon in jungem Alter gefasst. Neem Luo Lan (Interview 8) erzählt, wie ihre ganze Familie die Revolution unterstützte. Ihre Eltern, als Mitglieder der CPM schon am anti-japanischen Kampf beteiligt, griffen nach dem Zweiten Weltkrieg wieder zu den Waffen, dieses Mal gegen die britische Kolonialmacht. Lan wuchs bei ihrer Großmutter väterlicherseits auf. Ihr Großvater wurde wegen Unterstützung des anti-britischen Kampfes nach China deportiert. Ihr Vater fiel 1954, eine ihrer Tanten wurde standrechtlich erschossen (121f). Brüder und Schwestern anderer Frauen waren jahrelang interniert, wurden gefoltert oder verstarben.

Khoo lässt keinen Zweifel daran aufkommen, dass sie den starken Willen und die Durchsetzungskraft dieser Frauen bewundert, die ihre Eltern oder Geliebten zugunsten des Widerstands verließen. Sie nimmt ihre LeserInnen an die Hand, sodass sie diese Bewunderung teilen. Aber das Buch hat auch noch eine andere Seite, die die Autorin nicht expliziert. Die Gespräche verdeutlichen nämlich auch, wie hart es ist, für ein großes Ziel, das das Individuum übersteigt, zu leben und nötigenfalls zu sterben, in diesem Fall für die sozialistische Revolution. Meng Yue Ying erzählt über ihren ersten Mann, den sie aus Liebe heiratete. Er wurde jedoch als Infiltrant verdächtigt und von der Partei exekutiert. Ying ist bis zum heutigen Tag von seiner Unschuld überzeugt. Ihre zweite Ehe wurde durch die Partei arrangiert. Sie berichtet: „Der

Führer suggerierte, dass wir heiraten müssten, also taten wir das. Er sagte: ‘Es wird einfacher sein, zusammenzuarbeiten, wenn ihr ein Ehepaar seid.’ Anfangs habe ich mich geweigert. Wir haben keine Kinder. Ich vermisse noch immer meinen ersten Mann. Er mochte mich mehr und war freundlicher.“ (176) Erschütternd ist, was Ying über die Selbstkritik-Kampagne in den 1970er Jahren äußert: „... wir lernten, schwere Verstöße, die wir nicht begangen hatten, zuzugeben, um unser Leben zu retten“. (178) Einmal in die Widerstandsbewegung aufgenommen, war es so gut wie unmöglich, sie wieder zu verlassen.

Mit ihrem Buch hat *Khoo* eine interessante Arbeit vorgelegt, die den revolutionären Kampf in Malaysia von innen her beleuchtet. Angesichts der gemeinsamen Lebensgeschichten überschneiden sich die Interviews teilweise. Daher sollten sich die LeserInnen die Zeit nehmen, die Kapitel Stück für Stück zu lesen, damit sie nicht einige wegen der Wiederholungen auslassen. Freilich sind Zweifel am bewaffneten Kampf kaum zu hören.

Wer sich für die Geschichte des Landes interessiert, war bisher auf Standardwerke angewiesen, etwa die *History of Malaysia* des amerikanisch-australischen Ehepaars Barbara W. & Leonard Y. Andaya (Neuaufgabe 2001). Für die Zeit des Ausnahmezustands musste man/frau auf Romane oder Literatur über den Kalten Krieg wie *The War of the Running Dogs* von Noel Barber (1971) oder auf einige Kapitel in dem beeindruckenden Sammelband *Tales from the South China Seas* von Charles Allen (1983) zurückgreifen, der in den 1970er Jahren für die BBC 70 Kolonisten aus Malaya und

Borneo interviewte. Diese Situation hat sich mit der Veröffentlichung von *My Side of History* (2003), den Memoiren von Chin Peng, dem Führer der CPM, und dem vorliegenden Buch verändert. Es sind zwei grundverschiedene Bücher. Denn Chin Peng blickt zurück auf sein Leben als Parteiführer und gibt Ein-sichten in die Entscheidungsprozesse an der Parteispitze, während Khoo *Grass-roots*-Lebensgeschichten von vierzehn chinesischen und zwei malaysischen Frauen dokumentiert, die mit der CPM gekämpft haben.

Das Buch hat durch zwei Filme des malaysischen Filmemachers Amir Mohammed eine unerwartete Ergänzung erhalten: Einige Frauen, die auch Khoo gesprochen hatte, kommen in *The last Communist* zu Wort. In der Fortsetzung *The Village People Road Show* geht es um zwei der Dörfer, in denen ehemalige Guerilleras und Guerilleros leben. Beide Filme dürfen übrigens in Malaysia nicht gezeigt werden.

Die Autorin kann zufrieden sein. Denn das auf Englisch/Chinesisch erschienene Buch hat sich in Malaysia und Singapur gut verkauft. 2009 ist in Jakarta eine indonesische Ausgabe erschienen: eine gerechte Anerkennung für diesen einzigartigen Einblick in eine Epoche der malaysischen Geschichte. Schade nur, dass die in England erschie-nene Ausgabe ein regelrechter Reprint der in Asien publizierten ist und damit dieselben Druckfehler enthält.

Gerard Kohl & Ton van Naerssen
Aus dem Niederländischen
übersetzt von Detlev Haude

Felicitas Hillmann: *Migration als räumliche Definitionsmacht? Beiträge zu einer neuen Geographie der Migration in Europa*. Stuttgart: Franz Steiner 2007, 320 Seiten

Das Fragezeichen im Titel ist rhetorisch gemeint, der Begriff „räumliche Definitionsmacht“ ist der konzeptuelle rote Faden, der die unterschiedlichen in diesem Buch vereinten Studien zusammenhält. Die Autorin geht davon aus, dass mit der Globalisierung seit Beginn der 1990er Jahre die Migration von Arbeitskräften einen qualitativen Wandel durchmachte. Dagegen ist wenig einzuwenden, denn es ist nicht nur die Anzahl von MigrantInnen gestiegen. Vielmehr hat sich auch die Art der Migration verändert. Sie findet immer weniger statt als ein linearer Prozess mit einem in Raum, Zeit und Bewusstsein abgesteckten Start- und Zielpunkt. Dies zeigt sich z.B. daran, wie wichtig in Europa die zeitlich begrenzte, zirkuläre Migration geworden ist, oder an den Kontakten, die MigrantInnen mit dem Herkunftsland unterhalten. Durch diesen Wandel stehen auch die alten theoretischen Modelle zur Diskussion.

Das Buch beschäftigt sich mit dem Zusammenhang dieser qualitativen Veränderungen und räumlichen Prozessen. Arbeitsmigration spielt sich auf verschiedenen Niveaus, von lokal bis global, in konkreten Räumen ab. Es geht Felicitas Hillmann um die sich wandelnde soziale Organisation der MigrantInnen im Raum. Als Einstieg dient ihr deren Zugang zu lokalen, regionalen und globalen Arbeitsmärkten. Das erkenntnisleitende Konzept räumlicher Definitionsmacht wurde im Kontext

feministischer Stadt- und Regionalforschung entwickelt, um deutlich zu machen, dass Frauen, bewusst oder unbewusst die Räume, in denen sie leben und arbeiten, sozial (mit-)konstruieren. Das gilt auch für MigrantInnen, wobei die Autorin sich auf die konkrete Dimension konzentriert, dabei aber die Bedeutungen und Symbole der sich wandelnden Migrationsräume vernachlässigt. Das Konzept stellt die Frage „... nach dem Gestaltungspotential, das Migrationsprozesse auf den verschiedenen gesellschaftlichen und räumlichen Ebenen zu entfalten in der Lage sind“ (24).

Im Buch werden vier Bereiche von Migration unterschieden, in denen sich die sozial-räumlich strukturierende Wirkung von Migration besonders deutlich zeigt. Vom globalen zum lokalen Niveau sind dies:

- internationale Migration im Kontext gesellschaftlicher Transformationsprozesse;
- Migration als gesellschaftliche Kraft mit raumstrukturierender Wirkung; Vorbilder sind die Umwandlung des europäischen Wanderungsraumes in den 1990er Jahren sowie Italien;
- Migration und *Gender* auf nationalem Niveau in Deutschland und im Großstadtmilieu Berlins;
- Migration als Agent in lokalen ökonomischen Strukturen, d.h. die Frage danach, ob sie dem Arbeitsmarkt nicht nur folgt, sondern ihn auch (mit-)formt.

Auf dem weltweiten Niveau verursachen Veränderungen in den politischen und ökonomischen Strukturen nationaler Räume neue, internationale Migrationsströme. Man denke an die Manager aus

dem Westen, die nach Osteuropa gingen, als dort Marktökonomien und demokratische Strukturen installiert wurden, oder an ostasiatische und indische Informatik-Techniker, die in die USA ziehen. Die Migration hochqualifizierter Personen aus armen in reiche Länder ruft die Frage nach dem brain drain, dem brain gain und der brain circulation auf, die seit dem UN-Bericht der Global Commission for International Migration (2005) nachdrücklich als Ergebnis zeitlich begrenzter Re-Migration die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben.

Auf dem Niveau (West-)Europas registriert Hillmann eine Abnahme legaler Arbeitsmigration und eine Zunahme der Migration aus Gründen der Familienzusammenführung sowie der illegalen Zuwanderung. Sie verweist ebenso auf Veränderungen in den Herkunftsländern: eine Feminisierung der Migration und politische Reaktionen auf Immigration und Migrationsstrategien. Unter anderem hierauf stützt sie sich bei der Unterscheidung von drei Migrations(sub)systemen: eines in Nordwest-Europa, eines in Zentral-Europa und eines in Süd-Europa. Skandinavien stellt in ihren Augen wiederum einen Sonderfall dar, da die Immigration hier vor allem Flüchtlinge betreffe. Diese Einteilung beruht auf der Herkunft der MigrantInnen in der Vergangenheit und heute sowie auf unterschiedlichen Typen von Migrationspolitik. Die Kennzeichen der letzteren sind wegen der Veränderungen der letzten Jahre inzwischen überholt, und auch die politischen Antworten in Europa beginnen zu konvergieren. Trotzdem behalten die Systeme eine Kontinuität, die zu unterschiedlichen transnationalen

Netzwerken führt, welche ihrerseits wiederum unterschiedliche transnationale soziale Räume hervorbringen. Übrigens ist die Autorin die erste, die erkennt, dass das Konzept des transnationalen Raumes in der Sozialgeographie noch wesentlicher Ausarbeitung bedarf (130).

Auf der Ebene der transnationalen Räume geht *Hillmann* auf die Verbindung von Migration und *Gender* ein. Wer frühere Arbeiten von ihr kennt (z.B. *Jenseits der Kontinente. Migrationsstrategien von Frauen nach Europa*, Centaurus 1996), wird davon nicht erstaunt sein. Mit der fortschreitenden Feminisierung der internationalen Migration hat es noch nichts an Aktualität eingebüßt. Faszinierend in diesem Kapitel ist der Teil über türkische Unternehmerinnen und Beschäftigte in Berlin, ein Thema, das international noch unterbelichtet ist. Es geht der Autorin um die Arbeitsmarktintegration, doch öffnet derartige Forschung auch den Blick für relevante interdisziplinäre Fragen: Wer sind die Frauen, die als selbständige Unternehmerinnen arbeiten? In welchen Sektoren sind sie tätig? Welche Unterschiede bestehen zwischen verschiedenen MigrantInnengruppen und zwischen den Generationen? Kann in diesem Zusammenhang etwas über das Maß an Integration ausgesagt werden, und welche Bedeutung hat dies für die Verhältnisse auf der Ebene des Haushaltes?

Anschließend analysiert die Autorin die Arbeitsmarktintegration auf der Ebene des Stadtviertels und gibt eine Übersicht über die US-amerikanische Debatte um ethnisch strukturierte Arbeitsmärkte. Am Beispiel türkischer UnternehmerInnen in Berlin illustriert sie die Bedeutung „ethnischer

Ökonomie“. Allgemein ausgedrückt sieht sie ethnische Ökonomie als Vorbild eines Agens für lokale, ökonomische Entwicklung. In der abschließenden Zusammenfassung greift *Hillmann* auf das zentrale Konzept der Migration als einer räumlichen Definitionsmacht zurück. Dass MigrantInnen die *Agency* besitzen, auf neue sozial-räumliche Entwicklungen zu reagieren und sie mitzugestalten, ist schließlich das Leitmotiv des Buches.

Die Autorin hat sich mit einer Vielzahl von Themen in der Migrationsgeographie beschäftigt. So stehen auch in diesem Buch die Migration von Hochqualifizierten, Italien als das europäische „Ellis Island“, türkische UnternehmerInnen in Berlin und die Genese von und Standpunkte in der US-amerikanischen Debatte über ethnisch strukturierte Arbeitsmärkte schwesternlich nebeneinander. Diese Vielseitigkeit hat den Nachteil, dass manchmal die Kohärenz verloren geht. Leider wird auch eine so wichtige Problematik wie die von Grenzen nicht behandelt. Das Buch ist zwar schon vor einigen Jahren erschienen und vielleicht ist einiges empirisches Material veraltet, doch ist das nicht der Kern der Sache. Es geht um eine geographische Sicht auf Migration, die in meinen Augen reich an verschiedenen Schattierungen ist und neue Wege für Forschung sichtbar macht. Die Charakterisierung von Migrationssystemen innerhalb Europas, verglichen mit anderen weltweit, und die Auffassung von Migration als räumliche Definitionsmacht in europäischen Städten sind wichtige Wegmarken.

Ton van Naerssen
Aus dem Niederländischen
übersetzt von Detlev Haude

Hugues Lagrange: *Le déni des cultures*. Paris: Seuil 2010, 352 Seiten

Das vorliegende Buch zur Bedeutung von Kulturen der Migrationsbevölkerungen ist Ende letzten Jahres in Frankreich sehr kontrovers diskutiert worden. Dies liegt einerseits daran, dass jenseits des Rheins republikanische Gleichheitsideale die politische Matrix abgeben und die Rede über Kultur immer im Verdacht steht, Menschen auf eine Gruppenzugehörigkeit festzuschreiben. Zudem sind anglophone Debatten zur sozialen Materialität von *race* und Kultur, wie sie etwa Stuart Hall und Paul Gilroy geführt haben, nahezu unbekannt. Andererseits changiert der Kulturbegriff des Soziologen Hugues Lagrange zwischen Sozialkonstruktivismus und Essentialisierung, so dass Kritik durchaus angezeigt ist.

In den ersten zwei Kapiteln skizziert der Autor recht holzschnittartig eine „moralische Involution“ (30) – abzulesen an zunehmendem Autoritarismus und Antipluralismus –, die sich in Folge der Globalisierungsprozesse der vergangenen 35 Jahre sowohl in den westlichen Gesellschaften als auch im globalen Süden ereignet habe. Dann betreten wir sein Feld: Lagrange konstatiert für Sozialräume in Mantes-la-Jolie, dem 18. Pariser Arrondissement, Nantes und Les Mureaux Segregationsprozesse, die sich beispielsweise an Ausbildungsniveau und Arbeitslosigkeit festmachen. Was in der französischen Stadtsoziologie *common sense* ist, spezifiziert er in einer Art, die Widerspruch provoziert: Die räumliche Segregation betreffe überproportional stark MigrantInnen subsaharischer oder türkischer Herkunft. Dies sei auffällig im Vergleich

zu MigrantInnen aus anderen Weltgegenden oder alteingesessenen französischen StaatsbürgerInnen. Lagrange ist genau an diesem Punkt Kulturalismus vorgeworfen worden. Und tatsächlich ist das Aufrufen der „klassischsten Parameter der Anthropologie: Heiratsformen [...], Häufigkeit gemischter Paare sowie Alphabetisierungs- und Schulniveau“ (165), um den Einfluss verschiedener Migrationshintergründe auf die jeweilige soziale Position zu bestimmen, nicht unproblematisch. So äußert der Autor in diesem Zusammenhang etwa die „Hypothese“, dass schulischer Erfolg auf einer allgemeinen Ebene „kulturell bei Asiaten favorisiert wird“ (159). Zudem könnte man mit Stuart Halls seit vier Jahren auch auf französisch vorliegendem Essay „The Multi-cultural Question“ einwenden, dass bei solch einer anthropologischen Analyse der biologische Diskurs nie vollkommen abwesend, sondern lediglich auf Verwandtschaftsbeziehungen und Ehen innerhalb der ethnisierten Gruppen verschoben ist.

Dennoch ist die Sache ein bisschen komplizierter. Bereits eingangs stellt Lagrange klar, dass das „kulturelle Problem“, das heute in MigrantInnen-Vierteln zu beobachten sei, „weniger aus einem Irredentismus der Herkunftskulturen als aus Normen und Werten, die aus der Konfrontation mit der Aufnahmegesellschaft hervorgegangen sind“ (16), resultiere. Insofern bringt er die konstatierte Konzentration von Kriminalität, Schulversagen und Fernbleiben vom Unterricht bei bestimmten MigrantInnen durchaus in Zusammenhang mit Rassifizierung durch institutionelle Praktiken von Polizei, Schulbehörden usw. Oder er beschreibt Autoritätskrisen von Familienvätern und älteren Brüdern,

die auf sprachliche Schwierigkeiten, soziale Marginalisierung und ungleiche Geschlechterbehandlung in Lohnarbeitsverhältnissen zurückzuführen sind. *Le déni des cultures* möchte darüber hinaus allerdings die Aufmerksamkeit vor allem auf die nicht auf diese Praktiken reduzierbaren Strukturen lenken, derer sich die französische Soziologie bisher wenig angenommen habe. Dies wird v.a. bei der Analyse von Geschlechterverhältnissen in den untersuchten Sozialräumen deutlich. Besonders bei patrilinearen, muslimischen, bildungsfernen, vielköpfigen und patriarchalen (Polygamie) Familien aus der Sahel-Zone sei in der Migrationssituation eine „Retraditionalisierung der Lebensgewohnheiten“ (202) zu beobachten, die sich in den von ihnen dominierten Vierteln negativ auf die Freiheit von Mädchen und Frauen auswirke.

An dieser und ähnlichen Stellen hat Lagranges Untersuchung ein grundsätzliches Problem, da sie sich tendenziell von der eigentlich beanspruchten interaktionstheoretischen Perspektive auf Kultur löst. So gibt es keine Ausführungen zu Geschlechterverhältnissen in der Türkei und deren Reartikulation bei türkischen MigrantInnen in Frankreich, obwohl für diese oftmals die gleiche Problemlage diagnostiziert wird wie für MigrantInnen aus der Sahel-Zone. Überhaupt ist an vielen Stellen des Textes unklar, von wem eigentlich die Rede ist, von MaghrebenerInnen, von TürkInnen oder von Menschen aus dem subsaharischen Afrika. Dadurch arbeitet die Untersuchung einem uniformierenden Blick auf MigrantInnen zu. Außerdem ist in Lagranges Beschreibung 'traditioneller' Geschlechterverhältnisse der Kolonialismus eine Leerstelle. Wenn die

Rede auf den transatlantischen Sklavenhandel kommt, scheinen Geschlechterverhältnisse in Afrika diesen unverändert überdauert zu haben. Dagegen haben die Arbeiten von Anne McClintock und Chandra Talpade Mohanty gezeigt, dass Kolonialherrschaft in vielen afrikanischen Gesellschaften für eine weitreichende Transformation von Geschlechterarrangements gesorgt hat. Schließlich stößt die suggerierte Homogenität von Traditionen auf.

Lagranges Buch aufgrund derartiger Defizite als Teil eines rassistischen Ausgrenzungsdiskurses zurückzuweisen, wäre allerdings vorschnell. Seine Analysen weisen durchaus auf die Mitverantwortung der französischen Mehrheitsgesellschaft hin. Grundsätzlich besteht sein Anliegen darin, bei öffentlichen Stellen ein komplexes Problembewusstsein zu evozieren, damit diese angemessene politische, d.h. sozial inklusive Antworten entwickeln können. Gegen die Thesen des Soziologen Robert Castel, die tendenziell Lohnarbeitsverhältnis mit sozialer Inklusion in eins setzen und für das sozialstaatliche Handeln in Frankreich von entscheidender Bedeutung sind, setzt Lagrange mit Amartya Sen auf den Ausbau von Fähigkeiten (*capabilities*) statt allein auf den von Infrastruktur. Zudem soll öffentliches Handeln nicht mehr einfach auf 'soziale Durchmischung' zielen, sondern ihre widersprüchliche Beziehung zur 'kulturellen Durchmischung' in Rechnung stellen, statt beide unausgesprochen miteinander zu identifizieren. Ziel müsse es sein, lokale Eliten in den Vierteln zu halten und an den Schulen die Möglichkeit einer Vorbereitung auf renommierte Hochschulen (*Grands Écoles*) zu schaffen. Hier hat man

zeitweise den Eindruck, dass Lagrange die nötige Kritik an der Hierarchisierung der französischen Gesellschaft insgesamt verfehlt und ihr stattdessen ihre liberale Melodie von der sozialen Durchlässigkeit für die zu fördernden Begabten vorsingt. Ähnlich mehrheitsgesellschaftlich kanalisierbar ist seine an die Diagnosen zu Geschlechterverhältnissen anschließende Forderung nach *empowerment* von Frauen. Bereits vor einigen Jahren hatte dagegen Nacira Guénif-Souilamas in ihrem Essay *Les féministes et le garçon arabe* auf diese mit Entstehen der Bewegung *Ni Putes Ni Soumises* sich abzeichnende Gefahr hingewiesen.

Sehr vage bleibt Lagranges abschließend vorgetragene Forderung nach „postnationalen Inklusionsprozessen ohne Assimilation“ (309) und einer breiten Debatte über normative gesellschaftliche Verbindlichkeiten jenseits einer „wie auch immer gearteten Uniformität“ (317). Konkreter ist dagegen der Appell, das Aussenden widersprüchlicher Signale – ‘positive Diskriminierung’ auf der einen, DNA-Tests bei Familienzusammenführung, Ausweisung bereits lange in Frankreich lebender MigrantInnen und Einrichtung eines ‘Ministeriums für Einwanderung und nationale Identität’ durch Präsident Nicolas Sarkozy auf der anderen Seite – umgehend zugunsten einer antirassistischen Anerkennungspolitik und eines situierten Universalismus zu beenden.

Neben den Ambivalenzen in Lagranges Kulturbegriff stellt der essayistische Charakter der Untersuchung ein Problem dar. Insgesamt finden sich viel zu wenig Literaturverweise, eine Bibliographie zitierter Schriften fehlt sogar vollständig. Ferner ist die Empirie

(Statistiken, Graphiken etc.) in der dargebotenen knappen Form nicht überprüfbar, auch wenn der Anhang einige methodische Präzisierungen liefert. Vielleicht ist dies weniger dem Autor, als dem Verlag anzulasten. Dennoch dürfte auch diese Form zur harschen Kritik beigetragen haben, mit der *Le déni des cultures* in der *scientific community* aufgenommen wurde.

Kolja Lindner

Kirsten Einfeldt: *Moderne Kunst in Mexiko. Raum, Material und nationale Identität*. Bielefeld: transcript 2010, 462 Seiten

Beton mag heute vielleicht Undurchdringlichkeit symbolisieren und in der Stadtplanung nicht gerade dem Stand der ökologischen Ansprüche genügen. Der Werkstoff war aber auch mal Ausdruck der Moderne, zumindest in Mexiko. Der Literaturwissenschaftler Rubén Gallo hatte dem Material bzw. seinem Gehilfsstoff, dem Zement, ein ganzes Kapitel in seiner Auseinandersetzung mit der mexikanischen Moderne gewidmet (*Mexican Modernity. The Avant-Garde and the Technological Revolution*, 2005). Beschäftigt man sich heute mit moderner Kunst in Mexiko, das legt nun auch diese neue Studie nahe, ist an der gemischten Härte des Betons kein Vorbeikommen.

Als im Rahmen des Kulturprogramms für die Olympischen Sommerspiele 1968 ein groß angelegtes Skulpturenprojekt verwirklicht werden sollte, war für die Ausführung der eingereichten Arbeiten, so Kirsten Einfeldt, „Beton verpflichtend.“ (269) Denn das Material erfülle beide Funktionen, die die politischen Machthaber mit dem vom Künstler Mathias Goeritz betreuten

Skulpturenprojekt bezweckten: Es sollte zugleich den internationalen Standard der zeitgenössischen Skulptur und die nationale Besonderheit der mexikanischen Kunst zum Ausdruck bringen. Nicht so ganz nebenbei war auch noch die Zement- und Stahlindustrie der Hauptsponsor des sportlichen Großereignisses. Während die Spiele heute wohl eher mit den gereckten Black-Power-Fäusten der schwarzen Sprinter Thommie Smith und John Wesley Carlos und mit dem Maskaker an demonstrierenden StudentInnen im Stadtteil Tlatelolco zwei Wochen vor der Eröffnung assoziiert werden, erinnert Einfeldt an einen anderen Zusammenhang: Das sportliche Ereignis war Teil einer nationalen Image-Kampagne, die nicht nur von kulturellen Events begleitet wurde, sondern der eine lange und intensive Stadtplanungs- und Bauphase vorausging.

Diese urbanistisch umtriebige Epoche wiederum stand im Kontext kulturpolitischer Formierungen, die die mexikanische Politik seit dem Ende der Revolution von 1920 geprägt hatten. Bemalten damals Künstler wie Diego Rivera, José Clemente Orozco und David Alfaro Siqueiros im Staatsauftrag die Innen- und Außenwände von Regierungs- und anderen Gebäuden im historischen Kern der Hauptstadt, wurde seit den späten 1940er Jahren die Repräsentation der Nation deutlich wuchtiger angegangen. Ganze Stadtteile und Siedlungen wurden errichtet, beispielsweise die damals noch außerhalb Mexiko-Stadts geplante Universitätsstadt. Hierhin, in die Peripherie, verlagerten sich schließlich auch der Muralismus, die Wandmalerei, und seine plastischen Ausläufer.

Das Bild des „neuen Mexiko“, traditionsbewusst und zugleich technologisch

wie sozial auf der Höhe der Industrienationen, wurde auch mittels der Pavillons auf den Weltausstellungen und in Museumsneubauten wie dem des Anthropologischen Museums gepflegt. Die erneuerte nationale Identität, unter Präsident Miguel Alemán (1946-1952) orientiert an technologischem Fortschritt und begleitet von ökonomischen und politischen Annäherungen an die USA, ging allerdings mit einer Aufkündigung dessen einher, was Einfeldt treffend den „Revolutionskanon“ (67) nennt. Die realistischen Formsprachen, die dem nationalen Mythos einer ethnisch gemischten und sozial gleichgestellten Gesellschaftlichkeit verpflichtet waren, verloren rapide an Einfluss. Die Skulpturen zu den Olympischen Spielen beispielsweise waren nicht nur aus Beton, sondern auch durch abstrakte Formen geprägt. Dass die Statue Alemáns, die auf dem Uni-Campus stand, seit 1960 im Rahmen von Studierendenproteste mehrfach beschädigt worden war, unter anderem mit Sprengstoff, war so gesehen symbolpolitisch nur konsequent. Denn wenn es den Studierenden auch weniger um einen Kanon ging, stand die Revolution und das Anknüpfen an ihre nicht eingelösten Versprechen doch lange Zeit hoch im Kurs, besonders um 1968, in mancher Protestbewegung bis heute.

Hier knüpft Einfeldt im letzten Kapitel ihres Buches an, dessen Schwerpunkt eindeutig den 1950er Jahren gewidmet ist. Seit den frühen 1970er Jahren nämlich kam in Mexiko eine neue Bewegung von Künstlerinnen und Künstlern auf, die in ihrem sozialpolitischen Anspruch durchaus den revolutionären Traditionen verbunden war, jedoch deutlich mit ihren kunst- und kulturpolitischen Vorläufern brach. Die

Kunstgeschichte kennt sie mittlerweile als *Los Grupos*, die Gruppen, weil sie „das Kollektiv als Arbeitsform“ (300) reaktivierte. Und anders als das Gros der sonst das mexikanische Kunstleben des 20. Jh. prägenden Persönlichkeiten, Gruppen und Projekte, die im Buch geschildert werden, befanden sich *Los Grupos* in deutlicher Opposition zur staatlichen Macht. Die Anerkennung der Gruppen und ihrer neuen Medien und Methoden im Kunstfeld widersprach dem nicht.

Mit der Einbeziehung von BetrachterInnen und der Betonung des Prozesses gegenüber dem Produkt des Schaffens, knüpften diese Gruppen auch an die seit den 1960er Jahren praktizierten, konzeptuellen Künste in anderen Regionen der Welt an. Schablonen-Graffiti (Grupo Suma) oder PassantInnen involvierende Wortspiele (Grupo Marco) setzten methodisch auch weniger auf Beständigkeit und Pathos als der Muralismus, von der Dauerhaftigkeit der modernistischen Wohnblocks in Tlatelolco gar nicht zu reden. Diese wurde erst durch das Erdbeben von 1985 im unmittelbaren Sinne des Wortes erschüttert.

Dass überhaupt so unterschiedliche Dinge wie langlebige Stadtkonzeptionen auf der einen und flüchtige Performances auf der anderen Seite gemeinsam diskutiert werden, bringt der Gegenstand mit sich: Kunstgeschichte heißt im Kontext Mexikos auch Geschichte der Gestaltung des öffentlichen Raumes. Insofern hat Einfeldt eine adäquate Zusammenführung betrieben und diese detail- wie materialreich beschrieben.

Die Arbeit ist aber auch in anderer Hinsicht vor allem eine kunsthistorische. Sie nimmt auf die ganze kultur- und sozialtheoretische Debatte um die

(mexikanische) Moderne kaum Bezug. Trotz thematisch extremer Nähe kommt beispielsweise der mehrfach ausgezeichnete Klassiker des Kulturtheoretikers Néstor García Canclini, *Culturas híbridas. Estrategias para entrar y salir de la modernidad* (1990) in Einfeldts Studie gar nicht vor. Auch die Debatte um nationale Identität, die in *Estudios Culturales Latinoamericanos* und *Cultural Studies* die Sammelbände dreier Jahrzehnte füllt und zum Teil auch prägt, findet sich im Buch nicht wieder, obwohl der Untertitel derlei Erwartungen ja wecken könnte. So macht Einfeldt beispielsweise weniger politische Maßnahmen, soziale Kräfteverhältnisse, Diskurse von Ein- und Ausgrenzung oder Kämpfe um Definitionsmacht als Quelle für die Formierung „des Mexikanischen“ aus, sondern vielmehr die „lokale Natur und Topographie sowie ‘internationale’ Bauformen“ (331). In Bezug auf den selbst formulierten Anspruch allerdings, „insbesondere ikonographische und materialikonographische“ (329) Tendenzen und Transformationen aufzuzeigen, ist die Studie mehr als nur gelungen. Denn über diese Spezifik hinaus ermöglicht sie ein Verständnis auch kunst- und kulturpolitischer Entwicklungen in Mexiko von der Revolution bis heute.

Dass die Abkehr vom nationalen Diskurs seit den 1970er Jahren auch mit einer Abwendung von bestimmten Materialien im Kunst- und Kulturschaffen einherging, dürfte selbst vielen versierten politischen BeobachterInnen neu sein. Die Hinwendung zu Typographie, Film und ephemeren Arbeiten war zugleich das Ende eines anderen Werk- und, wie zu erfahren war, Wirkstoffes: Beton.

Jens Kastner

Eingegangene Bücher

- Arndt, Susan, & Nadja Ofulatey-Alazard (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk.* Münster: Unrast 2011, 786 S.
ISBN: 9783897715011
- Banerjee, Abhijit V., & Esther Duflo: *Poor Economics. A Radical Rethinking of the Way to Fight Global Poverty.* Jackson, TN: PublicAffairs 2011, 336 S.
ISBN: 9781586487980
- Barclay, Philip: *Zimbabwe. Years of Hope and Despair.* London: Bloomsbury Publishing Plc 2010, 256 S.
ISBN: 9781408805206
- Bourne, Richard: *Catastrophe: What Went Wrong in Zimbabwe?* London: Zed Books 2011, 320 S.
ISBN: 9781848135208
- Cornwall, Andrea; Jerker Edström & Alan Greig: *Men and Development. Politicizing Masculinities.* London: Zed Books 2011, 264 S.
ISBN: 9781848139787
- de Rivero, Oswaldo: *The Myth of Development. Non-Viable Economies and the Crisis of Civilization.* London: Zed Books 2010, 176 S.
ISBN: 9781848135840
- Demirovic, Alex, & Heike Walk (Hg.): *Demokratie und Governance. Kritische Perspektiven auf neue Formen politischer Herrschaft.* Münster: Westfälisches Dampfboot 2011, 305 S.
ISBN: 9783896918727
- Engels, Bettina, & Corinna Gayer (Hg.): *Geschlechterverhältnisse, Frieden und Konflikt. Feministische Denkanstöße für die Friedens- und Konfliktforschung.* Baden-Baden: Nomos 2011, 152 S.
ISBN: 9783832966720
- Fröhlich, Manuel; Helmut Klumpjan & Henning Melber: *Dag Hammarskjöld (1905-1991). Für eine Friedliche Welt – Ideen und Impulse des zweiten UN-Generalsekretärs.* Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2011, 159 S.
ISBN: 9783860997109
- Kolleck, Nina: *Global Governance, Corporate Responsibility und die diskursive Macht multinationaler Unternehmen. Freiwillige Initiativen der Wirtschaft für eine nachhaltige Entwicklung?* Baden-Baden: Nomos 2011, 268 S.
ISBN: 9783832964139
- Kreff, Fernand; Eva-Maria Knoll & Andre Gingrich (Hg.): *Lexikon der Globalisierung.* Bielefeld: transcript 2011, 527 S.
ISBN: 9783837618228
- Langwick, Stacey A.: *Bodies, Politics, and African Healing. The Matter of Maladies in Tanzania.* Bloomington, IN: Indiana University Press 2011, 320 S.
ISBN: 9780253222459
- Lentz, Carola, & Godwin Kornes (Hg.): *Staatsinszenierung, Erinnerungsmarathon und Volksfest. Afrika feiert 50 Jahre Unabhängigkeit.* Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2011, 252 S.
ISBN: 9783860997178
- Lessing, Hanns; Julia Besten; Tilman Dederling; Christian Hohmann & Lize Kriel (Hg.): *Deutsche evangelische Kirche im kolonialen südlichen Afrika. Die Rolle der Auslandsarbeit von den Anfängen bis in die 1920er Jahre.* Wiesbaden: Harrassowitz 2011, x+710 S.
ISBN 9783447065351
- Matondi, Prosper B.; Kjell Havnevik & Atakilt Beyene (Hg.): *Biofuels, Land Grabbing and Food Security in Africa.* London: Zed Books 2011, 248 S.
ISBN: 9781848138797
- Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) & World Trade Organisation (WTO): *Aid for Trade at a Glance 2011: Showing Results.* Bonn: UNO-Verlag – OECD-Vertrieb 2011, 320 S.
ISBN: 9789264114234
- philippinenbüro; Lilli Breininger, Michael Reckordt (Hg.): *Rohstofftausch. Die Auswirkungen von Bergbau in den Philippinen.* Essen: philippinenbüro e.V. im Asienhaus 2011, 150 S.
ISBN: 9783933341556
- Rao, Mohan, & Sarah Sexton (Hg.): *Markets and Malthus. Population, Gender and Health in Neo-liberal Times.* London: Sage Publications 2010, 368 S.
ISBN: 9788132102977
- Redaktion WIDERSPRUCH (Hg.): *WIDERSPRUCH, Nr. 60: Demokratie und Macht.* Zürich: WIDERSPRUCH, 224 S.
ISSN: 1420-0945
- Schirmel, Henning: *Sedimentierte Unsicherheitsdiskurse. Die diskursive Konstitution von Berliner Großwohnsiedlungen als unsichere Orte und Ziel von Sicherheitspolitiken.* Erlangen: Fränkische Geographische Gesellschaft 2011 (= Erlanger Geographische Arbeiten, Sonderbd. 39), 270 S.
ISBN: 9783941665019
- Somersan, Bihter: *Feminismus in der Türkei. Die Geschichte und Analyse eines Widerstands*

- gegen hegemoniale Männlichkeit. Münster: Westfälisches Dampfboot 2011, 266 S. ISBN: 9783896918772
- ten Brink, Tobias (Hg.): *Globale Rivalitäten. Staat und Staatensystem im globalen Kapitalismus*. Stuttgart: Franz Steiner 2011 (= Staatsdiskurse, Bd. 16), 225 S. ISBN: 9783515099059
- Thomas, Dominic (Hg.): *Museums in Postcolonial Europe*. Oxon: Routledge 2009 (= Africa and Black Diaspora: An International Journal, Sonderausgabe), 152 S. ISBN: 9780415561358
- Ulus, Ozgur Mutlu: *The Army and the Radical Left in Turkey. Military Coups, Socialist Revolution and Kemalism*. London: I.B.Tauris 2011, 280 S. ISBN: 9781848854840
- Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V. (Hg.): *PROKLA, Nr. 160: Kulturkämpfe*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2011, 171 S. ISBN: 9783896913609
- Visvanathan, Nalini; Lynn Duggan; Nan Wiegiersma & Laurie Nisonoff (Hg.): *The Women, Gender and Development Reader*. London: Zed Books 2011, 2. Aufl., 464 S. ISBN: 9781848135864
- Weiland, Heribert; Kerstin Priwitzer & Joschka Philipps (Hg.): *Education in Fragile Contexts. Government Practices and Challenges*. Freiburg i.B.: Arnold Bergstraesser-Institut 2011, 230 S. ISBN: 9783928587623
- Zelik, Raul: *Nach dem Kapitalismus? Perspektiven der Emanzipation oder: Das Projekt Kommunismus anders denken*. Hamburg: VSA-Verlag 2011, 144 S. ISBN: 9783899654493
- Zips, Werner, & Markus Weilenmann (Hg.): *The Governance of Legal Pluralism. Empirical Studies from Africa and Beyond*. Wien & Berlin: Lit 2011, 304 S. ISBN: 9783825898229

DAS ARGUMENT

ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE
UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

294 Die neoliberale Revolution

S. HALL: Eine permanente neoliberale Revolution?

N. HARTSOCK: Ein neuer Moment ursprünglicher Akkumulation

D. ATZORI: »Kreuzritter-Nationalismus« und Gramscianismus von rechts

R. GEBHARDT: Fußball und extreme Rechte

Theoriearbeit

P. SOTIRIS: Grenzen der Ontologie Badiou

F. HAUG: Hilfsbereitschaft als Überlebensstrategie. Zu Hrdy

L. GOMEZ GARCÍA: Sechs Monate, um die Welt zu verändern

Gewerkschaft und Umwelt

U. KLITZKE: Gewerkschaftliche Gesellschafts- u. Betriebspolitik: Nachhaltigkeit

N. RÄTHZEL & D. UZZELL: Dilemmata gewerkschaftlicher Umweltpolitik

Zeitzeugen

B. BLANKE: Die 1960er: APO, Stasi, RAF und »mein Sozialismus«

M. WEISSPFLUG & R. GEBHARDT: Alfred Schobert (1963-2006)

Einzelheft 12 € ; Abo: 6 Hefte pro Jahr 59 € (ermäßigt 45 €) zzgl. Versand

Abo & Versand · versand-argument@t-online.de
Reichenberger Str. 150 · 10999 Berlin
Tel: +49-(0)30-611-3983 · Fax: -4270

Redaktion DAS ARGUMENT · c/o Elske Bechthold
Kanalweg 60 · 76149 Karlsruhe
Tel: +49-(0)721-7501-438 · argument@inkrit.org